

edfc



FLÜSSIGE SCHWERTER

Jens-Philipp Gründler



Fantasia 1132e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: „E. Church Motiv“ von Steve Mayer 2021, mit freundlicher Erlaubnis von Jörg Munsonius

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-05

FLÜSSIGE SCHWERTER

**Kurzgeschichten aus den Jahren
2012 bis 2015**

Jens-Philipp Gründler

Fantasia 1132e – Magazin für Phantastik



edfc



FLÜSSIGE SCHWERTER

„Wahrheit ist subjektiv, es gibt mehrere Wahrheiten und mindestens zwei verschiedene Welten. Die Welt des Traums und die des Wachbewusstseins...“ Mit diesen Worten im Kopf erwachte Virgo eines Morgens aus dem erquicklichsten Tiefschlaf. In ihrer Traumwelt hatte Fechtmeister Cohn Kontakt zu Virgo aufgenommen. Diesen hatte Virgo seit zwanzig Jahren nicht gesehen, sie wusste nicht einmal, ob Cohn noch lebte. Doch ein Gefühl von innigster Verbundenheit sagte Virgo, dass Cohn noch leben musste, da er in letzter Zeit ständig in ihren Träumen auftauchte und ihr Geheimnisse nahebrachte. Geheimnisse, die sie niemals aussprechen dürfe, hatte Cohn Virgo oft des

Nachts gewarnt. Virgo arbeitete als Physikerin am Dubliner Trinity College. Seit Jahren untersuchte sie Newgrange, das jungsteinzeitliche Hügelgrab am Fluss Boyne. Anhand empirischer Studien analysierte Virgo den sonderbaren Lichteffect, der an dreizehn Tagen im Jahr die zentrale Grabkammer der Megalithanlage hell erstrahlen lässt. Die „Wohnstatt der Göttin Bóinn“, wie der Landstrich in der gälischen Sprache bezeichnet wird, brachte Virgo auf die Idee, dass die Totenwelt ein ganz und gar reales Phänomen ist, welches man, sofern man über eine spezielle Begabung verfügt, in entrückten Zuständen wie dem Traum erforschen kann. Nachts verhalf die Göttin Bóinn Virgo zu besonderen Erkenntnissen, daran glaubte die platinblonde Forscherin ganz fest. Mindestens elf Stunden täglich schlief Virgo, um die Weiten ihrer Traumlandschaften zu erkunden. Gelegentlich wachte die Fechterin auf, und machte sich Notizen. Auch an diesem Morgen fand Virgo ein dicht beschriebenes, kariertes Blatt Papier vor ihrem Bett, auf dem folgende, vollständig ausformulierte Sätze standen: „Meiner Sichtweise gemäß existiert da

draußen – oder in meinem Inneren? – eine Welt des Alltäglichen. Man arbeitet und tut Gutes. Man forscht, schreibt und kämpft so für das Gute. Im Traum aber eröffnen sich andere Welten. Hier zeigt sich die Welt hinter der Welt. Grausame Kreaturen wollen uns im Schlaf bezwingen, das ist die Wahrheit. Über sie zu siegen, kann triumphal sein.“

Im Schlaf erschien Virgo Fechtmeister Cohn, gemeinsam bekämpften sie vampirartige Wesen. Eine Vampirkönigin stach Virgo mit ihrer Daumenkrallen ins Herz, um ihre mächtige Feindin zu lähmen. Dass Virgo den finsternen Traumkreaturen ein Dorn im Auge war, hatte sie aus den unterschiedlichen Härtegraden der nächtlichen Konfrontationen geschlussfolgert. Als Virgo noch nicht die Kunst des luziden Träumens beherrschte, waren die Geschöpfe der Nacht nur sporadisch aufgetaucht und hatten der Wissenschaftlerin mit der Neigung zum Irrationalen gehörige Schrecken eingejagt. Dann aber hatte Virgo gelernt, dass sie ihre Traumabenteuer steuern konnte. Aus ihren Aufzeichnungen ging Eindeutiges hervor, nämlich die Tatsache, dass immer

wieder dieselben Kreaturen auftraten, blut-saugende Bestien. Jedes Mal, wenn Virgos Gegner sie im Schlafe töteten, erwachte die Physikerin. Virgo walzte ihre Traumlandschaften aus wie einen weichen Teig und war bald in der Lage, immer entlegenere Winkel der Düsternis zu erkunden. Dass sie im Traum nicht wirklich starb, beruhigte Virgo, als sie dies zum ersten Mal feststellte. Im Grunde konnten ihr die Wesen nichts anhaben. Im Laufe der Zeit wurden die Träume immer klarer, sie spielten meistens in Newgrange, manchmal im Inneren des Grabes, und dann wieder in der Nähe, auf einem keltischen Friedhof. Je schwieriger die Herausforderungen im Schlafe sich gestalteten, desto öfter hatte Virgo Mitstreiter an ihrer Seite, einen verstorbenen Freund zum Beispiel. Dann aber kristallisierte sich langsam heraus, dass Virgo Lektionen gestellt bekam, die den Trauminhalt überschritten und auch in ihrem Forscheralltag eine Rolle spielten. Virgo rief nach einem Lehrer, und schon trat Fechtmeister Cohn auf den Plan, eine vertraute Gestalt aus ihrer Jugend. Wer war in Newgrange begraben worden, fragte sich Virgo. Konnte es

sein, dass die unheimlichen Vampirwesen aus ihren Träumen in der feuchten Erde unter dem Hügelgrab lagen? Handelte es sich um ruhelose Seelen, die aus Langeweile Menschen im Schlafe heimsuchten?

Eines Morgens, als Virgo auf dem keltischen Friedhof betete, legte ihr jemand die Hand auf ihre Schulter. Als sie sich umdrehte, glaubte sie zu träumen. Denn es war Cohn, in Fleisch und Blut, der die junge Forscherin besuchte. *„Ich dachte, Sie seien längst verstorben, nur so konnte ich mir erklären, dass Sie fast jede Nacht zu mir kommen...“*, sagte Virgo erstaunt. *„Nun ja“*, erwiderte Cohn, *„Tod und Leben, hin und her, wer kann schon sagen, was tatsächlich real ist. Deine Lektionen hast Du jetzt gemeistert, es wird Zeit für Dich, nun auch im Wachbewusstsein die Feinde zu bekämpfen. Wir treffen uns heute Nacht um Punkt eins vor dem Haupteingang der Grabanlage. Gemeinsam wollen wir das Innere bei Nacht erkunden. Da wird sich zeigen, dass in der Dunkelheit, unterm Sternenzelt, ganz andere Gesetze herrschen als im Sonnenlicht.“* Virgo war begeistert und wollte Cohn, ihren früheren Fechtlehrer, umarmen.

men. Doch der verschwand so schnell wie er in Erscheinung getreten war.

Eine Stunde nach Mitternacht fand sich Virgo am Grab Newgrange ein, wo Cohn bereits auf sie wartete. Jetzt sollte sich Virgo also ihren nächtlichen Kontrahenten stellen, ohne dabei vom Schläfe geschützt zu sein. Cohn überreichte seiner Schülerin einen angespitzten Degen, während er selbst ein durchsichtiges Schwert trug. Schwungvoll durchzog Cohn die Finsternis mit seiner Waffe, die wie aus Wasser gemacht war. *„Dies ist ein flüssiges Schwert, Virgo, hast Du so etwas schon einmal gesehen, vielleicht im Tiefschlaf?“* „Nein“, entgegnete Virgo ihrem Meister, *„ein solches Instrument habe ich noch nie gesehen“*. Cohn blieb hartnäckig: *„Bist Du Dir da ganz sicher? Erwähne Dich doch einmal an die Daumenkrallen der Vampirkönigin, die Dich des Nachts schon so oft getötet hat. Aus welchem Material bestand ihre Krallen?“* Virgo fiel die Erkenntnis wie Schuppen von den Augen. Immer wieder hatte die Vampirfrau Virgos Herz zerschnitten und jedes Mal hatte es sich angefühlt, als sei nicht eine Metallspitze, sondern eine Art Säure in Virgos Brustkorb eingedrungen.

gen. Es schien sich so zu verhalten, wie Cohn sagte – die Krieger der Nacht verwendeten flüssige Waffen. Und genau so eine hielt Cohn, fest umklammert am Eisengriff, in seiner rechten Hand. Der gelbe Halbmond stand hoch am Nachthimmel und die Hügel von Newgrange glänzten, da es tagsüber geregnet hatte. Jeder einzelne Regentropfen, der an den dicken Grashalmen klebte, reflektierte das Mondlicht. Es war so hell, dass Virgo ihre Taschenlampe ausschaltete. Am steinernen Portal der Grabanlage hatte Cohn eine Laterne aufgehängt, die er nun an sich nahm, um in das Innere der Konstruktion vorzudringen. Virgo folgte ihm langsam und leise. Im Zentrum des grasbewachsenen Hügelgrabes stießen Cohn und seine Schülerin auf Steinplatten mit geheimnisvollen Zeichen. Sie inspizierten keltische Kreuze, Schlangensymbole und kunstvoll geschwungene Spiralen. Virgo tippte mit der Degenspitze in die Mitte einer solchen, woraufhin sich eine im Fels verborgene Tür öffnete. Nun waren die beiden Abenteurer an ihrem Ziel angelangt, an der Schlafstätte der Nacht- kreaturen. Es fauchte und zischte, als Virgo

und Cohn die Grabkammer betraten. In einer ovalen Gruft ruhte die Vampirin und war im Begriff aufzustehen. Kreischend zückte das bleiche, der Verwesung anheimgefallene Wesen sein flüssiges Schwert und hieb auf Cohn ein, der sich meisterhaft verteidigte und Virgo animierte, ebenfalls zur Waffe zu greifen. Um exakt ein Uhr und dreiundzwanzig fiel plötzlich das Mondlicht in die Gruft und erhellte die Umrise des böartigen Traumgeschöpfes, so dass Virgo und Cohn simultan auf das Biest einschlagen konnten. Cohn durchstieß den Leib der Bestie mit seiner flüssigen Klinge und Virgo piekste unbeholfen in deren Augenhöhlen. In einer wild herum wirbelnden Feuersäule verbrannte die Vampir-königin im Nu, doch die Türe schloss sich wie von Geister-hand und der Fechtmeister fiel kopfüber ins kühle Steingrab. Hier blieb er liegen, während Virgo aus der steinzeitlichen Architektur floh. In der darauffolgenden Nacht versuchte die Schülerin, ihren Meister zu befreien, doch als sie die Kammer betrat, wartete etwas Sonderbares auf sie, eine Steinbüste mit Cohns Antlitz und der Inschrift: „Hier triumphierte Gut über Böse.“



DIE GRUFT DER GLASENAPPS

Tränenbäche rinnen aus meinen Augenlidern, feucht sind Wangen, Lippen und Kinn. Die salzige Flüssigkeit benetzt mein ganzes Gesicht, am Neckar stehe ich und beobachte zwei Stocherkahnkapitäne, die ihre schmalen Holzboote auf der Wasseroberfläche den Fluss hinunter dirigieren. Sorglose Sonntagsromantiker bevölkern die Kähne, es wird Wein getrunken und weiße Stoffbänder wehen im lauen Spätsommerwind. Auf der Wielandshöhe finden Sportveranstaltungen statt, organisiert von Tü-

bingens zahlreichen Burschenschaften. Mit Mutter kauere ich auf Samtkissen im Gartenpavillon unseres Anwesens. Ich träume, während silberne Sonnenstrahlen die Tränen langsam trocknen, ich träume das Ende meines Romans. Doch neue Salztropfen perlen aus meinen Augen. Sie sammeln sich auf den Augenbällen, lassen das Weiß milchig-trüb aussehen. Letzte Nacht spazierte ich über den feuchten Rasen, pflückte einen grün-roten Boskoopapfel und vertilgte ihn am Ufer des Flusses Neckar. Mir war zumute, als hätte ich etwas Außergewöhnliches vernommen. Und tatsächlich, ein Licht war über das Gras gehuscht, eine menschliche Silhouette, scheu und unbestimmt. War es ein Geist? War es die unruhige Seele meines Lieblingsdichters und engen Freundes Friedrich, der im Juni verstarb? Ja, er musste es gewesen sein, der sich mir zeigte, um mir vorzuführen, dass ich den Tod nicht fürchten muss. Sicher, vor meinem eigenen Ende hatte ich keine Angst, aber vor dem Ableben meiner geliebten Mutter Charlotte. Oh, wie sehr ich sie liebe! Und wie sehr ich sie einst hasste! Vater und Mutter waren sehr streng mit mir, dem sensibelsten Kna-

ben überhaupt. Was ich nicht alles tat, um ihre Liebe zu gewinnen. Ich porträtierte die Eheleute in Öl auf Leinwand, ich schrieb Poeme auf sie, ich malte ihnen Aquarelle, buhlte so um ihre Zuneigung. Zwecklos allesamt waren meine Unternehmungen, meine Eltern hielten mich auf Distanz, schlugen mich sogar, um mich für das, wie sie stets sagten, *harte Leben*, vorzubereiten. Heute aber ist alles anders, Vater ruht auf dem Stadtfriedhof, in der Nähe meines geliebten Kompagnons Friedrich. Unter Umständen handelte es sich bei dem Gespenst von letzter Nacht auch um die Seele meines Vaters Hartmut. Nein, es musste Friedrich gewesen sein, trug er doch sein lockiges Haar nicht offen, wie Vater, sondern zu einer Schleife gebunden am Hinterkopf. Friedrichs Schädel glich einem Polyeder, wie es bei vielen Genies der Fall ist. Harte Kanten strukturierten sein göttliches Dichterkopfkopfkopf. Oft legte er die ebene Fläche seiner Stirn an die kalten Steine im Turm, wo er bis zuletzt schrieb und wo er schließlich starb. Friedrichs Geist offenbarte sich mir in der vergangenen Morgendämmerung. Dohlen in ihren schwarz gelackten Fräcken um-

schwirrten seine Körperform, dreiste Elstern untergruben den transzendentalen Vorgang, konterkarierten die einzigartige Eleganz, mit der Friedrich über den Erdboden schwebte, und mich nicht grüßte. „*Wohin des Weges, junger Herr?*“, hätte ich ihn fragen sollen. Stattdessen schwieg und genoss ich die Erscheinung.

Nachdem ich das nächtliche Phänomen wahrgenommen hatte, legte ich mich wieder schlafen, um zu träumen. In dem Traum war ich sechs Jahre alt und hielt mich in einem gemütlichen, mit Holz geheiztem Hause auf. Das Innere der Behausung war ebenfalls aus Holz gemacht, honigfarbene Flammen flackerten in den einzelnen Zimmern und mehrere Öfen wärmten mich und all die Frauen, die dort wohnten. Nackt lagen sie in ihren Betten und weinten. Todtraurige, zartgliedrige Geschöpfe warteten auf mich, den sechsjährigen Putto, damit ich mich zu ihnen gesellte. Zimmer für Zimmer absolvierte ich Besuche bei den heulenden Göttinnen und tröstete sie, indem ich mit ihnen schlief. Das heißt, ich weiß nicht genau, ob ich ihnen beiwohnte, oder ob ich die Engel auf andere Weise be-

ruhigte. In dem Traum kam kein expliziter Geschlechtsverkehr vor, vielmehr schien ich die Blonden, Brünetten und Rothaarigen allein durch meine Präsenz aus ihrer Melancholie herauszureißen. Oh, was für ein Traum! Als ich aufwachte, fiel mir ein, dass ich diesen Traum schon einmal gehabt hatte, und zwar im Alter von sechs Jahren. Damals hatte ich mir nicht erklären können, worum es genau ging und weshalb ich all die zu Tode betrübten Frauen beschwichtigte. Auch heute blieb mir der Sinn meiner nächtlichen Schmerzlinderungsaktion verborgen.

Hier lag ich also mit Mutter Charlotte auf den Kissen im Glaspavillon und rekapitulierte die Träume und Ereignisse der vergangenen Nacht. Erneut stießen Tränen in Sturzbächen aus meinen Augenwinkeln. Mir war rätselhaft, warum ich heulen musste. Mutter nahm mich in den Arm und sagte: „*Schau nach rechts, dann musst Du nicht mehr weinen*“. Und tatsächlich, als ich meinen Kopf drehte und mit Nelken befüllte Vasen entdeckte, versiegte der salzige Wasserquell. Vielleicht konnte mir Friedrich erklären, aus welchem Grunde ich von den

trübsinnigen Damen geträumt hatte. Oft begab ich mich an Friedrichs Grab auf dem Tübinger Stadtfriedhof, um mir Ratschläge zu holen. Ich sprach mit meinem verstorbenen Freund und stets war er mir ein guter Ratgeber. Von Mutter verabschiedete ich mich und schritt am Käsenbach entlang zur nach einem uralten schwäbischen Adelsgeschlecht benannten Gmelinstraße. Amseln und Drosseln säumten den steinigen Pflanzweg und die Septembersonne erwärmte mein Haupt. Bald hatte ich das eiserne Tor des Friedhofs erreicht und betrat den geheiligten Boden. Neben Friedrichs Grab steht die mir vertraute, mit diversen Marmorengeln dekorierte Gruft, die Grabstätte unserer Familie Glasenapp. Hartmut, mein kurz nach dem Amtsantritt von König Friedrich Wilhelm IV. verstorbener Vater, ruht hier unterhalb eines kriegerischen Engels, der mithilfe von zwei Schwertern die böse Schlange niederstreckt. Weitere Engel tragen Schilde, Fässchen oder Kreuze. Im Zentrum der wie Leonardos Abendmahl angeordneten Engelsgruppe befindet sich ein besonders wohlgeratener Gottesbote, der das Wappen der Glasenapps emporhält.

Unsere Familie ist stolz auf ihr mit Lorbeer, einem Auge im Dreieck, einem Kreuz sowie zwei gekreuzten Schwertern verziertes Emblem. Efeu umrankt die Monumente und grünes Moos wächst auf dem Grabstein von Vater Hartmut. Die Inschrift gibt als Todesdatum den 8. Juni 1840 an und trägt ein Zitat meines geliebten Friedrich: *„Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel.“*

Im Angesicht der Gräfte wird mir schwindelig, mein erhitztes Hirn scheint zu zirkulieren, die altbekannte Vertigo packt und rüttelt mich. Zur unter der Grabkapelle gelegenen Krypta begeben mich, um vier purpurne Kerzen zu entzünden und den Geist meines toten Freundes Friedrich zu beschwören. Bisher kam Friedrichs Seele jedes Mal zu mir, sobald ich sie anrief. Und auch heute erscheint mir das opake Gespenst auf der Stelle. Friedrich beantwortet mir meine Frage sogleich. *„Die weinenden Frauen stehen für all das Gute, was Du im Leben tun wirst“*, spricht mein geliebter Blutsbruder, *„Du wirst viele Menschen mit Deinen Worten, gedruckt oder gesprochen, trösten und viele Frauen beglücken. Vor allem aber*

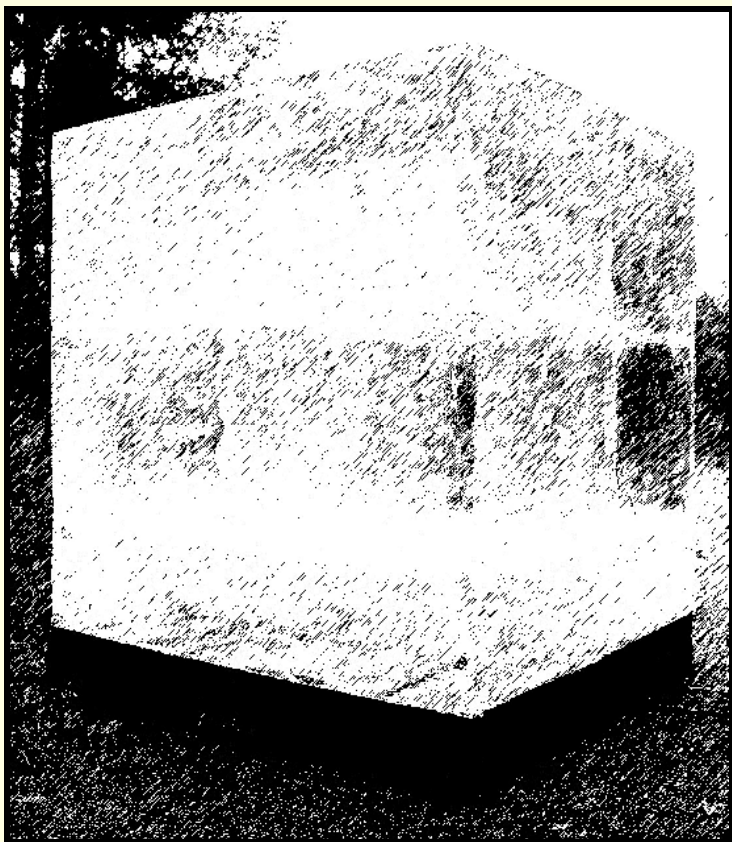
wirst Du in eine Zeit reisen, in ein fernes Land, das nur die wenigsten besuchen dürfen.“ Mit diesen Sätzen verabschiedet sich Friedrichs tote Seele, nachdem er mir geraten hat, an Vater Hartmuts Grabstätte zu beten und anschließend im darunter liegenden Hypogäum. Ich tue, was man mir geheißen und stürze unversehens in eine tiefe Bewusstlosigkeit, als ich im Gewölbe die Hände zum Gebet falte.

Blitze umfassen meinen fiebernden, glühenden Kopf und ein weiteres, mir unbekanntes Phantom taucht auf. „Helmuth Glasenapp mein Name“, lässt er mich wissen, „Du bist jetzt ein Kind der Geisterwelt. Das Wissen, mit dem Du nun ausgestattet bist, wird in Deinem Leben alles oder nichts ändern, es hängt von Dir und Deiner Einstellung ab. Entweder entscheidest Du Dich für den Zauber der Welt hinter den Spiegeln, oder Du bleibst in der alltäglichen Wirklichkeit gefangen und vergisst alles, was ich Dir hier verkündete. Ziehe das Los, wähle Enigma oder Gewöhnlichkeit“.

Die meinen Familiennamen tragende Spukgestalt trägt merkwürdige Kleidung. Eine Art Kappe, in welche das Akronym

APO eingestickt wurde, verwaschen blaue Beinkleider und dünne Schühchen aus beigem Leinen, sowie ein grellrotes Hemd ohne Arme, auf dem das Konterfeit eines entschlossenen dreinblickenden Kämpfers zu sehen ist. Helmuths Haar ist ungewaschen, seine Gesichtsbehaarung ruft leichten Ekel in mir hervor. Wir verlassen Krypta und Totenacker, um auf der Straße in einen Tumult hineinzugeraten. Junge Männer und Frauen, alle mit langen, ungekämmten Haaren, halten Schilder hoch, auf denen lachende Sonnen und in schrillen Farben die Wörter „Atomkraft, nein danke!“, „Asse II stoppen“ und „Schmidt abschaffen“ stehen. Uniformierte, gepanzerte Soldaten prügeln auf die wehrlosen jungen Leute ein, besprühen sie mit einer beißenden Tinktur, die mir die Tränen in die Augen treibt und schießen aus metallenen Kutschen harte Wasserstrahlen in die Menge. Jetzt wird mir klar, dass ich in einer anderen Zeit gelandet bin. Helmuth ruft laut: „*Willkommen im Jahr 1977!*“ Daraufhin zückt mein Verwandter einen quadratischen Behälter, der, so vermute ich, Wasser enthält und übergießt sich mit der stark riechenden Flüssig-

keit, um unvermittelt einen daumengroßen Stab zu betätigen, aus welchem ein Flämmlein auflodert. Im Nu steht Helmuth in Brand, schreit aber nicht. Bevor sein verkohlter Leichnam von einem weißen Mobil mit rotem Kreuz abgeholt wird, befinde ich mich schon wieder auf den Samtkissen im Pavillon meines Elternhauses. Am nächsten Tage soll ich den kleinen Ausflug schon längst vergessen haben. Doch als mir in einer Nacht, etwa zwei Jahre später, erneut Friedrich erscheint, hat er auf dem Haupt jene mit den Buchstaben APO bestickte Kappe. „*Die hat mir Dein verstorbener Vater geschenkt*“, erklärt er mir, und da erinnere ich mich wieder an all die Geschehnisse in dem entfernten Jahrhundert.



DER GROSSE MAGO

„*Nur noch eine Minute!*“ verkündete der Obmann und Hans Magos Herz hörte auf zu schlagen. Seit zwei Tagen hatte es der Zauberer in einem massiven Eisblock ausgehalten. Dieser Rekordversuch hatte scheitern müssen, dachte sich der Sterbende, während sein Publikum auf der Piazza del Popolo gebannt auf den Ablauf der restlichen Sekunden wartete. Tausende Römer, Touristen und Mago-Fans hatten das Idol seit siebenundvierzig Stunden angefeuert. Der große Mago, wie sie ihn ehrfürchtig nannten, hatte im Eisquader bloß einen Katheter und einen Schlauch, aus dem er gelegentlich kleine Schlücke genommen hatte, zur

Verfügung gehabt. Bis auf die Unterhosen komplett nackt, zitterte Hans Mago zwei Tage und zwei Nächte einem neuen Eintrag ins Guinness Buch der Rekorde entgegen. Immer wieder hatte der große Mago es geschafft, Wahnsinnstaten zu vollbringen und so seinen Ruhm zu steigern. Die letzte Aktion hatte *In der Höhle des Löwen* geheißen. Im Rahmen dieser Performance hatte sich Mago für eine Woche mit einem wilden Löwen in einer Erdgrube einschließen lassen. Mago hatte mit dem gefährlichen Tier sieben Tage lang gefressen und geschlafen. Auch dieses Ereignis hatte Zuschauer in Scharen auf den Plan gerufen. Den Höhepunkt des Spektakels bildete eine Maßnahme, die den Zuschauern die Spucke wegbleiben ließ. Eine Minute bevor Mago befreit wurde, ritzte er sich mit einem Messer mehrere Wunden ins Fleisch, um dem Löwen eine außergewöhnliche Mahlzeit anzubieten. In der Woche zuvor hatte Mago das Wildtier mit Koteletts gefüttert, doch vor Ablauf der Zeit wollte der Wagemutige noch einmal das Maximum an Spannung heraufbeschwören. Zu seiner eigenen Überraschung verschmähte der prächtige König

der Tiere Magos roten Lebenssaft und schlummerte weiter friedlich an der Seite des Aktions-künstlers. Der Löwe hatte sich so sehr an Mago gewöhnt, dass er an dem menschlichen Leckerbissen keinerlei Interesse zeigte. Nach Abschluss des Kunststücks kaufte Mago den Löwen, der zu seinem Freund geworden war. Es schien als habe der Löwe Mago als Herren akzeptiert, ohne jemals mit ihm im Kampfe die überlegene Position ausgefochten zu haben. Kritiker warfen Mago vor, er habe das Tier heimlich mit Beruhigungsmitteln sediert. So hatte Mago einen Tierarzt engagiert, der immer wieder Blutproben von dem Löwen entnahm und auf diese Weise bewies, dass keine Mittelchen im Spiel waren.

Im Jahr zuvor hatte Hans Mago einen großen Coup auf dem New Yorker Times Square gelandet, wo er vierundzwanzig Stunden lang auf einer achtzig Meter hohen Säule ausharrte. Beinahe hätte der Illusionist das Projekt verpatzt, denn – wiederum in der letzten Minute vor Ablauf der Zeit – war Mago ins Wanken gekommen und wäre beinahe abgestürzt. Wohlweislich gab es keinerlei rettende Netze und auch war Ma-

go nicht an einem Seil befestigt worden. Tatsächlich stand der Zauberer die ganze Zeit über auf der einen Radius von dreißig Zentimetern umfassenden Säule und bibberte im winterlichen Manhattan um sein Leben. Mago war einst mit Kartenspielticks berühmt geworden. Auf den Straßen amerikanischer Metropolen hatte Mago angefangen und wildfremden Passanten Kartenspiele um die Ohren geworfen, um nur die von ihnen ausgewählte Karte in der Hand zu behalten. Sein Freund und heutiger Manager Veit Hilberth war auf die Idee gekommen, die Tricks zu filmen und dann ins Internet zu stellen. Schon bald standen Magos YouTube-Auftritte bei einer Millionen Klicks und HBO engagierte den Straßenkünstler für ein eigenes TV-Format. So wurde Mago bekannter und bekannter. Bei Galaabenden bezirzte er Prominente wie Bill Clinton oder Madonna mit seinen Trickserien. Dann begann Mago damit, den eigenen Körper zum Gegenstand seiner Zauberkunststücke zu machen und vollführte, wie ehemals Harry Houdini, waghalsige Entfesselungen. Mago ließ sich in einen Eisenkubus einschweißen und ins Meer wer-

fen, oder in eine Zwangsjacke gezwängt kopfüber an einem Kran aufhängen. Bei all seinen Unternehmungen lief eine Uhr ab, um die Spannung auf die Höhe zu treiben. Stets gelang es dem Künstler in der jeweils letzten Minute, sich zu befreien. Diese Zeiteinheit bedeutete Mago alles. Er hatte sogar ein Buch verfasst und veröffentlicht, das von seiner Zeitphilosophie handelte. Darin legte Mago dar, wie wichtig es ist, im permanenten Jetzt zu leben und sich stets den Augenblick bewusst zu machen. Denn außer diesem Moment, so Mago, gibt es nichts auf der Welt. Deshalb krönte der aus Puerto Rico stammende Hüne seine Stunts und Sensationsnummern stets mit dem Zauber der letzten verbleibenden Minute. Erst die übrigen sechzig Sekunden bildeten die jeweilige Klimax von Magos unterschiedlichen Magie-Akten. Veit Hilberth, Magos Vertrauter, hatte mit seinem Kompagnon das Buch *Nur noch eine Minute* geschrieben. Mittlerweile gab es zur von den Freunden vertretenen Lehre passende Fan-Artikel, denn Hilberth war ein Marketing-Genie. Auf dem Markt waren mit dem Titel des Druckwerks versehene Uhren zu haben,

und auch T-Shirts und Baseballkappen. Mago war mit Veits Hilfe zu einem wohlhabenden Mann geworden, der jedoch immer wieder dieses privilegierte Leben aufs Spiel setzte, um seine treuen, alten Fans zu beglücken und neue zu gewinnen.

Auch heute waren die euphorisierten Anhänger an Magos Seite, als die letzte Minute im Eisquader von einer Glocke in Veits Hand eingeläutet wurde. Die Anweisungen waren klar und streng: Selbst, wenn Mago während der Aktion gesundheitliche Schwierigkeiten bekäme, sollten seine Mitarbeiter ihn trotzdem im Eis lassen. Auch den Tod würde der Zauberer nicht nur riskieren, sondern sogar in Kauf nehmen. Veit Hilberth hatte sich mit Mago darauf geeinigt, dass er unter keinen Umständen vor Ablauf der Zeit aus seinem frostigen Gefängnis befreit werden würde. Quälend langsam bewegten sich die Ziffern auf Veits Digitalarmbanduhr. Noch fünfzig Sekunden lang musste Mago aushalten, obgleich sein Herz stillstand. Energisch schritt einer der anwesenden Ärzte ein und bestand darauf, Hans Mago auf der Stelle aus dem kalten Block herauszuholen. Lebloß hing Mago auf

dem kleinen Hocker, als Veit und der Mediziner schließlich das Eis aufsprengten. Sofort wurde mit den Wiederbelebungsmaßnahmen begonnen, die sich als äußerst kompliziert erwiesen. Magos Körpertemperatur war so sehr gesunken, dass sein Blut nicht mehr richtig zirkulieren konnte. Der Doktor presste Magos Brustkorb mit den Händen und setzte dann einen externen Defibrillator ein, um den Kreislauf des Sterbenden wieder in Gang zu bringen. Endlich glückte die Reanimation, Magos Herz fing wieder an zu schlagen und die Atmung setzte ein.

Ob Hans Mago mit Tricks arbeitete, wusste niemand genau zu sagen. Manche Kritiker behaupteten, dass der Performance-Künstler nachts heimlich aus dem Eisblock kam und sich bis zum Morgen, wenn wieder Massen von Passanten die Straßen verstopfen würden, aufwärmte. Allerdings war während der zwei Tage stets eine Kamera auf Mago gerichtet, die das Unternehmen dokumentierte. Sicherlich konnten die Aufnahmen manipuliert werden und Mago unbemerkt aus dem Quader schlüpfen. Mago ein Betrüger?, fragte sich so

manch ein Fan und selbst sein Intimus Veit Hilberth hatte gelegentlich geargwöhnt, ob alles mit rechten Dingen zuging. Mago ließ alle, sogar die engsten Vertrauten, im Ungewissen. Jedoch bewies die Sprache, die Magos geschundener Leib nach Ende der Performance sprach, dass er tatsächlich die ganze Zeit über im Eis verbracht hatte. Die Haut des Magiers war aufgeplatzt, an den Extremitäten befanden sich zahlreiche Verbrennungen und ein Ohrläppchen hatte sich vom Kopf gelöst. Mago, der gerade so überlebt hatte, zeigte seine Verletzungen in der Oprah Winfrey Show, um so seine Aufrichtigkeit zu belegen und kündigte bei dieser Gelegenheit sogleich einen neuen Streich an. Eine ganze Woche lang wollte Mago es in einer mit Wasser gefüllten Kugel aushalten, ohne Essen und Trinken. *Unterwasserliebe* taufte Mago seine jüngste Idee. Ohne Rücksicht auf seinen ausgemergelten Körper stürzte sich Mago schlecht vorbereitet in die nächste Aktion.

Aus der übrigbleibenden Unterwasserminute wurde unweigerlich Magos letzte. Von hier aus, aus dem Wasserballon, ging es direkt in Richtung Unendlichkeit. Im

Himmelsreich würde Mago seine goldene ewige Minute erleben, für jetzt und alle Zeit.

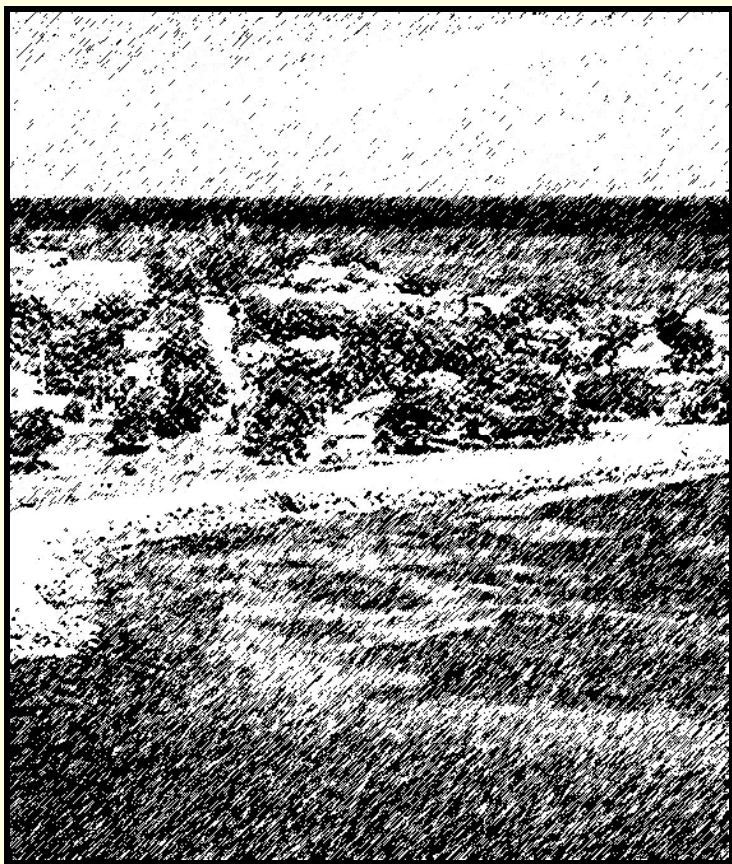


DER COHEN-GRUSS

Diese merkwürdige Geste hatte ich nicht nur auf einem Gemälde des Surrealisten Max Ernst gesehen. Mit Rebecca und Ruben alberte ich am Strand von Eilat herum und zeigte ihnen, wie Mr. Spock Mittel- und Ringfinger voneinander abspreizte. Dass dieser v-förmige Gruß den Londoner Kindern vertraut war, wusste ich nicht. Ihre scheue Mutter Ruth, bei deren Anblick mein Herz stets höherschlug, reagierte perplex.

Abends wurde Chanukka gefeiert und Ruth stellte mich ihrem Bruder Moshe vor, der in der Synagoge am Roten Meer den Gottesdienst zelebrierte. Nachdem der siebenarmige Leuchter entzündet worden

war, erhob der Rabbiner beide Hände zum mir aus der TV-Serie Star Trek bekannten Vulkanier-Gruß. *„Ein uralter Segensgestus... Der Geheimgruß der Familie Cohen“*, flüsterte Ruth mir ins Ohr und fragte: *„Bist Du ein Cohen? Wenn nicht – willst Du einer werden?“*



INITIATION

Gemächlich glitt der Airbus A319 über den nordöstlichen Küstenstreifen Jamaikas, wo sich das türkisfarbene Wasser der Karibischen See mit dem dunklen Grün des Regenwaldes trifft. Julian Löwenstein erwachte abrupt, als die Lufthansamaschine zum Landeanflug in Montego Bay ansetzte und die Passagiere zum Anschnallen aufgefordert wurden. Als das mächtige Flugzeug auf dem winzigen Sangster International Airport gelandet war, schlug Löwenstein das feuchtwarme Septemberklima in einer Hitzewand entgegen. Im Innern des Flughafens gab es keine Klimaanlage, so brachte Löwenstein die Passkontrolle schwitzend

hinter sich, bevor er sich auf der Toilette seiner Herbstklamotten entledigte. An einem Bankschalter wechselte er einige US-Dollars gegen Jays, jamaikanische Dollars, obgleich er wusste, dass die Einheimischen das amerikanische Geld bevorzugten. Jedoch würde er auf Jamaikaner treffen, die sehr traditionsverbunden waren und die ihre eigene Währung womöglich präferierten.

Dennis kam ihm schon in der vom Sonnenlicht illuminierten Halle entgegen und ging zielsicher auf Löwenstein zu, ohne ihn je getroffen zu haben. „*I'm the driver, Dennis*“, stellte sich der dickliche Fahrer in breitem Patois, der jamaikanischen Kreolsprache, vor. Dennis war Mitglied des Tosh-Clans, der in Bluefields, im Südwesten der Insel, residierte. In jenem Städtchen findet sich das Mausoleum, in dem der Reggae-Musiker nach seiner Ermordung 1987 beigesetzt wurde. Löwenstein wunderte sich für einen Augenblick über Dennis' dezentes Äußeres, hatte er doch in Erfahrung gebracht, dass viele Angehörige der Tosh-Familie Bobo Ashanti geworden waren, Turban- und gewandtragende Rastafaris, die zurückgezogen in den Bergen lebten.

Löwenstein, Musikjournalist, arbeitete an einer Biografie über Peter Tosh und hatte einige Familienmitglieder dazu bewegen können, ihn Interviews führen zu lassen. Er war sich der Auszeichnung bewusst, denn die scheuen Rastas mieden den Kontakt zu Weißen. Nur wenigen Besuchern wurde es gestattet, an den mehrtägigen Groundations teilzunehmen, religiösen Feiertagen, wo unter musikalischer Begleitung gebetet, meditiert und diskutiert wird. Dennis hatte eine Teilnahme für Löwenstein ausgehandelt, vorher musste dieser aber ein hochrangiges Stammesmitglied von seiner Eignung überzeugen. Im Rahmen eines nicht genauer definierten Initiationsritus sollte der Gast beweisen, dass er, trotz seiner blassen Hautfarbe, kein Kind Babylons war, der liederlichen Hure, die so viele Europäer und Amerikaner fest im Griff hatte. Auch Löwenstein verachtete Konsumismus und Materialismus, er war zwar kein gläubiger Rasta-Anhänger, tendierte aber durchaus zur Spiritualität. Wer sich, dachte er, die bittersüßen Klänge des Reggae wirklich tief in seinem Innersten erschlossen hat, der konnte einfach nicht anders, als der

Kultur der *natty dreadlocks* wohlwollend gegenüberzustehen.

Von Montego Bay aus ging es nach Negril, wo Dennis Löwenstein in einem abgeschotteten Quartier, fern vom Touristenstrom, unterzubringen beabsichtigte. Beinahe zwei Stunden dauerte die Autofahrt, die sie in Dennis' voll klimatisiertem Toyota Corolla hinter sich brachten. „*There's a natural mystic...*“, sang Bob Marley auf der Stereo-Anlage. Rechts grenzten dichte, sich mit Sandstränden abwechselnde Mangrovenwälder an die Küstenstraße, während zu Löwensteins Linken Seidenpflanzen wuchsen. Löwenstein konnte die schillernen Blüten von Leuchterblumen bestimmen, sowie die ovalen Blätter der Kranzschlinge. Wimpelschwänze, Nationalvögel Jamaikas, von der Größe von Hummeln schwirrten um die prächtigen Blütenkelche herum und saugten, in der Luft stehend, Nektar. Tatsächlich, sinnierte Löwenstein, ist die tropische Atmosphäre von Mystik geschwängert.

Als sich der Toyota dem elf Kilometer langen Strand von Negril näherte, wurde es bereits dunkel. Die Nacht würde Löwen-

stein bei einem Freund von Dennis verbringen, dem Rasta Hubert, der mit seiner deutschen Frau eine Herberge betrieb. Immer wieder musste Dennis mit dem Auto rangieren, um des schlammigen Untergrunds von Red Ground Herr zu werden. Unzählige Wellblechhütten und einzelne Häuser bildeten die Struktur des slumartigen Areals. Frauen wisperten in der Abendstimmung, doch Dennis ließ sich von den erotischen Avancen nicht beirren und steuerte auf einen Bretterschlag zu, um mit seinem Gast zu Abend zu essen. „*Jambo*“, begrüßte die massive Köchin Dennis überschwänglich und servierte *ital food*, mariniertes Huhn und Yamswurzel. Die Speisen wurden auf einem Holzfeuer zubereitet und man reichte Löwenstein ein Red Stripe Bier, während Dennis sich an rotes Zuckerrohrwasser hielt.

Kritisch dreinblickend hieß Hubert Löwenstein auf seinem Grundstück willkommen, auf dem zähnefletschende Hunde und verwilderte Katzen umherstreunten. Durch unverglaste Fensteröffnungen waberte der Hall von Reggae-Klängen in den mit Ebenholzmasken geschmückten Garten. Saftig

grüne Blätter von Hibiskusgewächsen und Westindischen Zedern wogen sich sanft im Nordostpassat, während Löwenstein, Hubert und seine Kölner Ehefrau Heide auf der Terrasse des schlichten Gebäudes standen. „*Momentan haben wir, außer Ihnen, Julian, keine anderen Besucher*“, erklärte die burschikose, blonde Frau, „*es ist Herbst und die Leute fürchten sich vor Hurrikanen*“. Hubert blieb die meiste Zeit über schweigsam, und wenn er sprach, richtete er seine Worte an Heide; den Gast ignorierte der muskulöse, aber schmalschultrige Ganja-Raucher. Auch als Löwenstein jedes Musikstück, das der vollbärtige, respekteinflößende Jamaikaner auf einem Laptop abspielte, identifizieren konnte, zeigte dieser sich unbeeindruckt. Huberts Unfreundlichkeit ging so weit, dass er Löwenstein einen Zug vom Spliff anbot, den der Drogen ablehnende Journalist wohl oder übel anzunehmen hatte, und dessen Husten nachäffte.

Regentropfen prasselten auf die mannigfaltigen Sträucher, Büsche und Bäume des Gartens, als sich Löwenstein in sein Zimmer zurückzog. Löwensteins Bett bestand aus einem Betonquader, auf dem eine feuchte

Matratze lag, über die sich Ameisen her-machten. Schlaflos starrte Löwenstein an die grob gearbeitete Zimmerdecke, deren wirre Arabesken ihn immer noch wacher werden ließen. Fledermäuse schwebten vor den offenen Fensterschächten durch die schwarzblaue Nacht und Leguane beobachteten den schwitzenden Fremdling aus ihren im Mondlicht phosphoreszierenden, chamäleonartigen Augen.

Löwenstein schreckte auf, als er im Gewirr des Bromelienblattwerks im Halbdunkel einer Gestalt gewahr wurde, die Vogelgeräusche imitierte. Er wusste sofort, dass es sich um Hubert handelte, der ihn auf eine weitere Probe stellte. Das Weiße in den Augen des tiefschwarzen Mannes leuchtete so grell, dass Löwenstein die Furcht packte. Er konnte nicht genau erkennen, was der Rasta dort draußen trieb, doch manchmal sah er ihn eine Machete schwingen, und daraufhin hinter einer Voodoomaske hervorspringen. Der Wildgarten war gespickt mit schamanischen Fetischen äthiopischer, wie Heide erläutert hatte, und hiesiger Herkunft. Wieder und wieder schlich Hubert vor Löwensteins Unterkunft hin und

her, raschelte mit Ästen und pfiß wie eine Nachteule. Die Klinge des imposanten Dschungelmessers hielt er sich vor die Augenbälle, wobei Hubert mit wiegendem Becken tanzte. Löwenstein fiel auf, dass diese Bewegungen äußerst feminin waren und lachte kurz auf, seine Todesangst war verflogen. Als sein Gastgeber das Lachen hörte, verschwand er so schnell wie er gekommen war.

Morgens fügte sich Löwenstein beim Rasieren einen Schnitt zu, und als Hubert die blutende Wunde sah, zischte er, der sich, wie alle Rastafaris, weder rasierte noch die Haare schnitt, nur verächtlich. Löwenstein war froh, als Dennis' Toyota auf der unbefestigten Hofeinfahrt auftauchte. Mit grimmiger Miene verabschiedete sich Hubert widerwillig, doch seine Frau Heide fand warme Worte: *„Wissen Sie, Julian, diese nächtliche Aktion... er macht das mit allen Gästen, um sie zu testen, also nichts für un- gut.“*

Während sie durch Savanna-la-Mar fuhren, wo der Vater von Peter Tosh einst als Prediger aktiv gewesen war, versuchte Dennis Löwenstein das komplizierte Geba-

ren des Rastas Hubert zu erklären. Einerseits verabscheue dieser den Westen und dessen *shitstem*, das schmutzige Babylon-System, andererseits lebten Hubert und Heide gut von der Beherbergung weißer Gäste, deshalb wähne er sich in einem Zwiespalt. „Die Angehörigen des Tosh-Clans“, so räumte Dennis ein, „sind viel aufgeschlossener.“

Peter Toshs Mausoleum, das in den panafrikanischen Symbolfarben Rot, Gelb, Grün sowie in Weiß gehalten ist, liegt an der Bucht von Bluefields. Der rektanguläre Bau besitzt Buntglasfenster, verschiedene Embleme der Rasta-Bewegung finden sich am Grab: So ein Gemälde des Löwen von Juda mit Krone und Kreuzesstab, das Attribut Haile Selassies, wie auch ein gerahmtes Porträt des früheren äthiopischen, als messianische Gestalt verehrten Kaisers selbst.

Robert Tosh, Cousin von Peter, empfing Löwenstein und Dennis mit dem traditionellen, positive Schwingungen ausdrückenden Gruß *irie*. Löwenstein hatte für seinen Besuch den 11. September gewählt, Toshs Todestag und gleichzeitig äthiopisches Neujahr, an dem die Rastas zur Grabstätte wall-

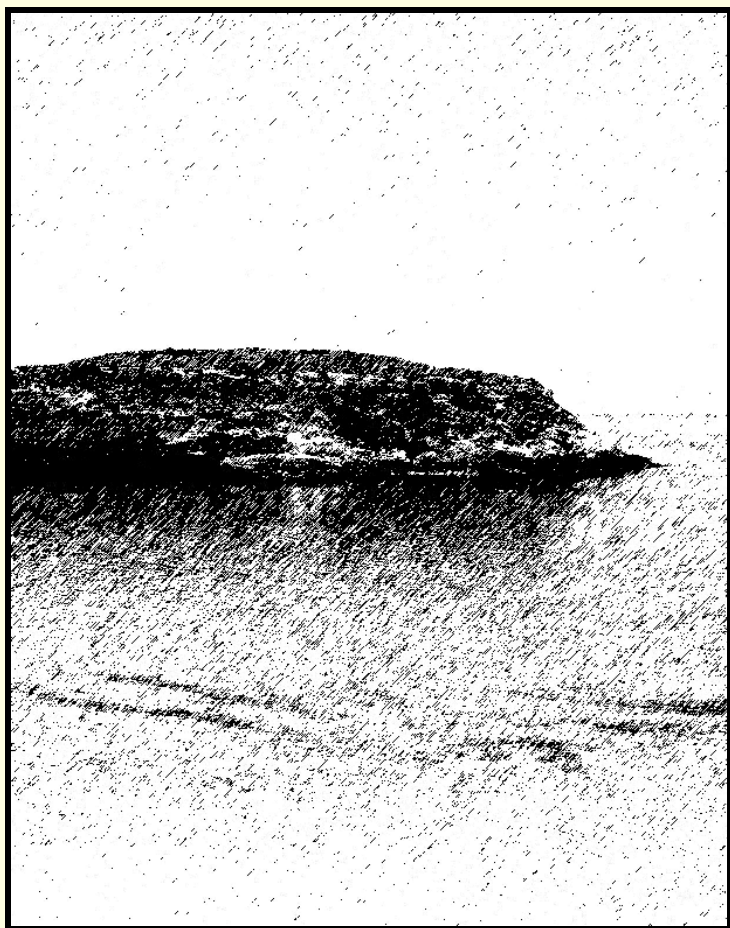
fahrten und anschließend zu einer mehrtägigen Versammlung in den Bergen zusammenkommen, der Groundation.

Löwenstein hatte die Ehre, bei der Feier zugegen sein zu dürfen, doch er war nervös, da ihm noch ein kultisches Ritual der Initiation bevorstand. Zu welcher Zeit, an welchem Ort und auf welche Weise der Ritus stattfinden würde, wusste er nicht. Robert Tosh und Löwenstein reihten sich in die Gruppe von Bobo Ashanti ein, die, nachdem sie zu Toshs Grabstätte gepilgert waren, auf einem verschlungenen Dschungelpfad in die Bergregion vorstießen. Stolz schritt die Legion aus Turbanträgern über den rotbraunen Schlick der tonhaltigen Erde, wobei ihre weißen Gewänder majestätisch wehten. Auf einem Hügel stoppte der Zug vor einer geräumigen Holzhütte, auf deren Veranda sich junge und ältere Frauen aufhielten. Die *sistren* besaßen das Aussehen von ägyptischen Königinnen, ihre mandelartigen Augen, die ebene Haut und der stolze Blick strahlten Erhabenheit und Grazie aus. Auf der Terrasse der Behausung, die einen herrlichen Blick auf die Bluefields Bay zuließ, thronten *bredren and sistren* auf

niedrigen Hockern. Einige bearbeiteten Bongotrommeln, andere spielten Gitarre und alle sangen gospelartige Choräle.

„*Glory be to the Father and to the Maker of Creation, as it were in the Beginning, is now an shall be forever*“, betete der Stammesälteste, ein weißbärtiger Hüne, um die Chalice, das aus einer ausgehöhlten Kokosnuss bestehende Rauchgefäß, zu entzünden, dessen Dämpfe die Gläubigen in Trance versetzten. Löwenstein dachte an die Erfahrungen, die er mit Hubert in Negril gemacht hatte und stellte fest, dass diese scheuen Rastas ihn offenbar ohne weitere Prüfungen akzeptiert hatten. Sogar seine Weigerung, den purpurnen Qualm zu inhalieren, wurde gebilligt. Er wohnte dem Beisammensein für volle vier Tage bei. Am Ende der Zelebration interviewte Löwenstein Robert und andere Mitglieder der Tosh-Familie. Indem er sich überschwänglich bedankte, wiesen Robert und Dennis Löwenstein darauf hin, dass sein eigentlicher Dank Hubert gelten müsse, denn er sei letztlich die Instanz gewesen, die ihm die Teilnahme an der Zusammenkunft ermöglicht habe. Löwenstein wurde klar, dass

Huberts Unfreundlichkeit und der nächtliche Todestanz die wahre Initiation dargestellt hatten. „Wie Heide bereits sagte“, murmelte Dennis, „Hubert musste Dich prüfen. Doch Du hast die dunklen Nachtgestalten des Voodoo, die duppies, nicht gescheut.“



LAMPEDUSA

Das Boot sank tiefer und tiefer, salziges Meerwasser drang in Haile Gabriels Lungen, während er mit ansehen musste, wie seine Kameraden einer nach dem anderen im Mittelmeer landeten. In dieser tragischen Nacht schien der Mond hell, sodass Haile am Horizont die ins milchig-trübe Licht getauchten Erhebungen der Insel Lampedusa erkennen konnte. Unablässig betete er das Ave-Maria, wobei der dürre Äthiopier sein Amulett an seine knochigen Rippen drückte. Wie viele Flüchtlinge kamen in dieser Nacht ums Leben? Es mussten über Hundert sein, dachte Haile Gabriel. Ohne Schwimmwesten und Rettungsboote

an Bord zu haben, kenterte der Kahn, den tunesische Schlepperbanden zum Menschenschmuggel nutzten, innerhalb einer halben Stunde. Die meisten Afrikaner konnten nicht schwimmen, still und stumm glitten sie in die See und wurden verschluckt. Haile Gabriel war in seinem früheren Leben professioneller Marathonläufer gewesen und hatte im Jahr 2000 bei der Olympiade in Seoul eine Bronzemedaille geholt. Eine Verletzung im Oberschenkelmuskel war der Auslöser für das Ende seiner Karriere gewesen. Rennend war Haile einst Armut und Hunger entkommen, die seine Familie in Addis Abeba fest im Würgegriff hielten. Und schwimmend überlebte er die Schiffskatastrophe vor der italienischen Insel, deren Schutzheilige die Jungfrau Maria ist.

In dieser Nacht gelobte Haile Gabriel, jeden Tag dreiundzwanzig Ave-Marias zu beten, unter deren Schutz er stand, wie er meinte. Das Zinkmedaillon auf seiner Brust hatte ihm seine Großmutter geschenkt, kurz bevor sie starb. Ihren Angaben zufolge stammte es aus dem Besitz des legendären Kaisers Haile Selassie I., dem man in Hailes Familie große Verehrung entgegenbrachte.

Sein Namenspate war ein stolzer Herrscher gewesen, dessen ehrfurchteinflößende Auftritte Haile aus Büchern und alten Zeitungen kannte.

Der Kutter von Don Salvatore Tomasi di Lampedusa näherte sich dem sinkenden Kahn aus nördlicher Richtung, von Linosa her, wo der Nachkomme des weltbekannten Schriftstellers Giuseppe Tomasi di Lampedusa Wein anbaute. Sonor und rhythmisch tuckerte der Motor des Kutters vor sich hin, und doch konnte Don Salvatore die leisen Schreie und das erstickende Gurgeln der Ertrinkenden hören. Don Salvatore war auf Lampedusa aufgewachsen, sein Vater hatte das Weingut der Familie mit rigider Hand geführt und der Sohn hatte es schließlich übernommen. Da der Weinhandel gut lief – man verwendete eine seltene Rebsorte, aus der süßer Passito hergestellt wird – und Don Salvatore Kunden in ganz Europa hatte, entschloss er sich, auch von den Weinbergen der benachbarten Insel Linosa zu profitieren. Dort kaufte Don Salvatore ein Weingut, das von den ursprünglichen Besitzern weiter betrieben wurde. Der Unterschied bestand darin, dass sie nun nur

noch prozentual am Absatz beteiligt wurden und nicht, wie vormals, die einst spärlichen Gewinne für sich behalten konnten. Misswirtschaft und Lethargie hatten die Winzerfamilie mit aristokratischen Wurzeln in eine finanzielle Krise gestürzt. Dann aber hörte Don Salvatore davon, dass auf Linosa ein Gut verkauft werden sollte und erwarb es kurzerhand.

In jener schicksalsträchtigen Nacht war der gesamte Kutter von Don Salvatore mit Rosinen beladen, aus denen der Passito gewonnen wird. Der weißhaarige Aristokrat fuhr, so schnell es eben ging, auf das kenternde Boot zu und rettete zwanzig Flüchtlinge. Unter ihnen befand sich auch Haile Gabriel, der pausenlos betete, was dem Adeligen ins Auge stach. Das silberne Amulett hielt der Äthiopier fest umklammert in der Faust, und Don Salvatore fragte ihn, was das für ein Anhänger sei. „*Mother Mary*“, antwortete Haile. „*Oh, sie ist die Schutzheilige von Lampedusa*“, erklärte der Don, „*sehen Sie die Silhouette im Süden? Dort ist die Kirche mit der Madonna di Porto Salvo, sie schützt unsere Insel.*“

Die Vorfahren von Don Salvatore, die den Familiennamen Tomasi trugen, hatten einst flüchtige Sklaven aus Nordafrika auf ihrem Landsitz versteckt, und dieser Tradition entsprechend schipperte Don Salvatore die geretteten Afrikaner – nicht ganz uneigennützig – zur südwestlich gelegenen Bucht. Ein Polizeiboot kam geschwind herbei, als der Kutter des Lebensretters am Pier anlegte. Der Don kannte das Vorgehen der Carabinieri bereits, sie dankten ihm für die Rettungsaktion, nahmen aber einen Großteil der Geretteten mit in die größte Stadt, Lampedusa, um sie dort in Auffanglagern unterzubringen. Don Salvatore gestatteten die Staatsbeamten, einige wenige Flüchtlinge auf seinen Gütern arbeiten zu lassen. Man drückte ein Auge zu und über sah wohlwollend die unter Deck bei den Rosinen versteckten *boatpeople*.

Die Glücklichen fuhren mit dem Jeep des Adligen direkt zu dessen Anwesen an der Strada di Ponente. Hier residierte Don Salvatores Familie seit dem 17. Jahrhundert und hier schrieb Giuseppe Tomasi di Lampedusa seinen Roman *Il Gattopardo*. Salvatore Tomasi di Lampedusa versuchte sich

ebenfalls als Poet und hatte in seiner Jugend an der Universität von Palermo Literatur studiert. Als sich nach zwanzig Jahren Gedichtschreiben immer noch kein Erfolg einstellte, beschloss Salvatore, sein Geld auf andere Weise zu verdienen. Sein Vater Sergio lag im Sterben und suchte verzweifelt einen Nachfolger, der das Weingut weiterbetrieb. Vater und Sohn waren lange Zeit zerstritten gewesen, weil Sergio Salvatores Entscheidung für eine Künstlerlaufbahn nicht akzeptieren mochte. „An Der Leopard von Deinem Urgroßvater kommst Du ohnehin nicht heran, lass es also bleiben“, riet Sergio seinem Sohn mehr als nur einmal. Doch der strebsame Junge blieb eifrig und war sogar bereit, auf das Erbe zu verzichten, wenn er bloß weiter schreiben konnte. Salvatore hatte nie in seinem Leben richtig gearbeitet, abgesehen von den Wochen im Jahr, wenn die Weintrauben geerntet wurden. Bei der Reblese hatte der junge Salvatore einige Lire einnehmen können, aber allein das Gut zu führen kam für den sensiblen Dichter zuerst nicht in Frage.

Als der Magenkrebs im Begriff war, seinen Vater hinwegzuraffen, entschied sich

Salvatore jedoch, sein Erbe anzutreten und die Weinproduktion zu leiten. In seinen letzten Lebenswochen vermittelte Sergio seinem Sohn soviel Wissen wie eben möglich. Zusammen mit seiner Mutter Giulia Anna betrieb Salvatore das Weingut so erfolgreich, dass man schließlich auf die nördlichste der Pelagischen Inseln zurückgriff und Traubenanbau sowie Herstellung des Passito auf Linosa ausweitete.

Trockener, beiger Sand wurde aufgewirbelt und die Insassen des Geländewagens begannen zu husten, während Don Salvatore aus dem mächtigen Gefährt stieg, um das mit dem Wappen der Familie Tomasi di Lampedusa verzierte Tor zum Gut zu öffnen. Haile fragte, was es mit dem Leoparden, der Mütze und der Krone auf sich habe, die auf dem Wappen zu sehen sind. *„Genauer gesagt, ist es eine Pardelkatze, kein Leopard“*, erklärte Don Salvatore, *„die Krone steht für die Fürsten der Tomasi-Linie und die Bischofsmütze für die Kleriker, die unsere Familie hervorgebracht hat.“*

„Das heißt also, dass Sie ein Fürst sind, Don Salvatore“, schlussfolgerte Haile Gabriel. *„Da unsere Familie den Großteil ihres Be-*

sitzes verloren hat, legte mein Urgroßvater, der Schriftsteller Giuseppe Tomasi di Lampedusa, den Titel ab. Übriggeblieben ist die respektvolle Anrede Don“, erwiderte Salvatore Tomasi di Lampedusa.

Der Herrensitz, den Don Salvatore seit dem Tod seiner Mutter Giulia Anna allein bewohnte, war im maroden Zustand. Risse durchzogen die Hauswände und wilde Efeuranken umwucherten Fenster und Türen. Antik anmutende, im Zerfallsstadium begriffene Skulpturen bevölkerten den weitläufigen Garten, streunende Katzen und domestizierte Hunde lieferten sich vor dem versiegten Brunnen imposante Gefechte. In der Bibliothek der Villa empfing Don Salvatore seine neuen Gäste zum Espresso, bevor er ihnen ihre Unterkünfte zeigte, die sich in den ehemaligen Pferdestallungen befanden. Haile und die drei anderen Geretteten, ein Syrer und zwei Tunesier, throneten in den schweren Ledersesseln vor unendlich langen, aus Eichenholz geschnitzten Bücherregalen, während Don Salvatore sizilianische Süßigkeiten servierte. Ausgehungert schlangen die Flüchtlinge Cannoli, längliches mit Ricotta und kandierten

Früchten gefülltes Fetteiggebäck, und den starken Cafè herunter. Außerdem reichte Don Salvatore den Gästen den neusten Jahrgang des Passito, der nach zweijähriger Gärung gekostet werden konnte. *„Auf Strohmatten werden die Trauben getrocknet, anschließend gepresst und in Fässern gelagert. Am Ende des Gärungsprozesses wird den Fässern die süße, bernsteinfarbene Flüssigkeit entnommen, die wir hier genießen“*, beschrieb Don Salvatore das Herstellungsverfahren.

Haile Gabriel bewunderte die uralten Prachtbände, Gemälde und Büsten, die in der Bibliothek zu finden waren. Das schwarzweiße Porträtfoto eines durchdringend in die Kamera blickenden Herren mittleren Alters im hellen Anzug, dessen grazile Gesichtszüge, geschwungene Lippen und hellwache dunkle Augen eine geradezu majestätische Präsenz vermittelten, fiel Haile sofort auf. *„Ist das Giuseppe Tomasi di Lampedusa?“* fragte er Don Salvatore. *„Nein, das ist ein deutscher Dichter namens Remarque, der ein enger Freund meines Urgroßvaters war. Er wirkt sehr lebendig, nicht wahr?“*

„In der Tat“, entgegnete Haile Gabriel dem Don, *„kommt er oft zu Besuch?“* La-

chend erklärte Salvatore: „Er kam sehr häufig nach Lampedusa und verbrachte hier die Winterzeit, doch er starb bereits 1970. Ich lern- te ihn noch kennen und kann nur sagen, dass Remarque eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen ist. Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen sein berühmtestes Buch, es heißt All Quiet on the Western Front und wurde auch ver- filmt...“

„Oh ja“, warf Haile ein, „ich habe die Ver- filmung Ende der 1970er als Schüler in Addis Abeba gesehen. Kaiser Haile Selassie ließ die- sen Film als Lehrstoff an den Schulen zeigen, um an den Angriff von Benito Mussolinis Truppen auf Äthiopien im Jahre 1936 zu erin- nern. Der Kaiser musste nach Großbritannien flüchten, von wo er den Widerstand leitete. Dieser Antikriegsfilm gehörte zu Haile Selas- sies Lieblingsfilmen, weil darin die Sinnlosig- keit des Krieges so authentisch veranschau- licht wird. Zudem wurde sowohl im Ersten Weltkrieg als auch im Italienisch-Äthiopischen Krieg Giftgas eingesetzt...“

„Sie kennen sich gut aus, Haile“, sagte Don Salvatore respektvoll, „mein Vater musste an jener schrecklichen Auseinandersetzung als Of- fizier teilnehmen. Da er sich zunächst weiger-

te, stellte man ihn vor die Entscheidung, ins Militärgefängnis zu gehen, oder an der Front zu kämpfen. Wie er mir erzählte, schoss er aber bei Angriffen immer absichtlich daneben, und tötete seines Wissen niemanden.“

In den nicht mehr für Pferdezucht genutzten Ställen war ein gutes Dutzend afrikanischer Flüchtlinge untergebracht, die Don Salvatore beschäftigte. Einige von ihnen arbeiteten hier so lange, bis sie genügend Geld gespart hatten – Don Salvatore zahlte nämlich äußerst gerechte Löhne – und zogen dann weiter zum italienischen Festland und nach Deutschland, während andere westwärts nach Portugal oder Spanien wanderten. An den Feierabenden, die auf harte Arbeitstage folgten, war es den Winzergehilfen eine liebe Gewohnheit geworden, Haile aus dem Buch *All Quiet on the Western Front* vorlesen zu hören. „*Im Westen soll es nichts Neues geben*“, lachte Haile, „*das trifft auf uns nicht zu. Die Jungfrau Maria hat uns behütet und auf die Weinberge von Don Salvatore geführt. Einst schuftete ich auf den Kaffeefeldern südlich von Addis Abeba und wurde so schlecht entlohnt, dass ich, obwohl ich Arbeit hatte, Hunger leiden musste.*“

Hailes Kameraden stimmten zu, auch sie hatten hungern müssen und bei Don Salvatore ging es ihnen gut. Trotzdem wollten die Meisten weiter in den Norden reisen, doch Haile Gabriel entschied, auf Lampedusa zu bleiben. Durch die Lektüre von Remarques Buch hatte Haile eine Vorliebe für Deutschland entwickelt und spielte bald mit dem Gedanken, einmal die Geburtsstadt des Schriftstellers, Osnabrück, zu besuchen, um das dortige Museum zu besichtigen. Don Salvatore trug Haile diesen Wunsch vor, woraufhin jener sich sofort bereit erklärte, seinen äthiopischen Freund zu begleiten. Nachfahren von Remarque lebten noch in der niedersächsischen Stadt und Haile konnte es kaum erwarten mit den Familienmitgliedern zu sprechen.

Überschwänglich fiel der Empfang aus, als Don Salvatore und Haile Gabriel in Osnabrück ankamen. Remarques Erben führten die beiden Besucher durch das nahe dem Rathaus gelegene Museum und Haile konnte gar nicht genug bekommen, von den sorgfältig ausgewählten Exponaten. Kurz vor Erich Maria Remarques Tod war der äthiopische Kaiser Haile Selassie I. zu

Gast in Westfalen gewesen, um beim berühmten Gestüt der Kleinstadt Warendorf Pferde für seine Zucht in Addis Abeba zu erwerben. Bei dieser Gelegenheit hatte der milde Herrscher auch einen Abstecher nach Osnabrück gemacht, und dort den von ihm bewunderten Autor von *Im Westen nichts Neues* zu treffen. Remarques Enkel, ein Pferdezüchter, berichtete den Gästen aus Lampedusa, wie Haile Selassie in Warendorf darauf bestanden hatte, Nachkommen der weltbekannten Stute Halla für seine Zucht zu erwerben.

„Wir waren erstaunt“, erläuterte der Enkel, „wie gut sich der Kaiser mit dem deutschen Reitsport auskannte. Er wollte die *Crème de la crème* der Warendorfer Züchtungen um jeden Preis besitzen. Sogar für Halla selbst, die 1969 bereits vierundzwanzig Jahre alt war, machte Haile Selassie ein Angebot. Doch der Springreiter Hans Günter Winkler, der mit der Hessenstute mehrfach olympisches Gold gewonnen hatte, wollte seinen Schatz partout nicht missen.

Mein Großvater hatte ebenfalls ein Faible für Pferde, ja, Erich Maria Remarque war ein rechter Pferdenarr“, fuhr der Enkel fort, „hier

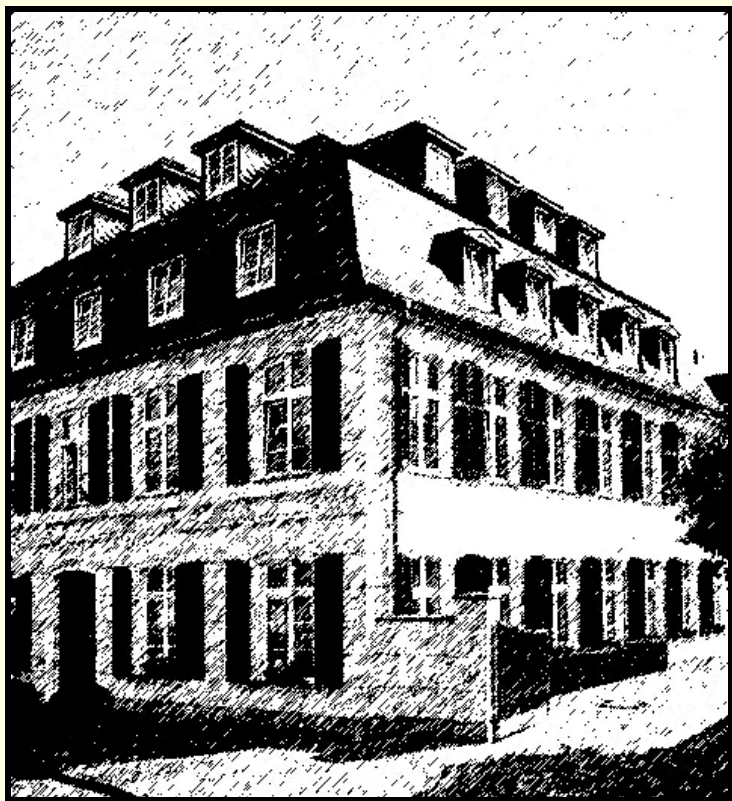
sehen Sie ein Foto mit ihm, Hans Günter Winkler und dem Kaiser Haile Selassie, wie sie Halla und eines ihrer Fohlen begutachten.“

Wie immer, wenn Haile seinen Namenspaten, den König der Könige, erblickte, erstarrte er vor Ehrfurcht und studierte die verblichene Aufnahme eingehend. Der Nachfolger König Salomons trug auf dem Bild eine glanzvolle, mit Orden behängte Militäruniform und hielt in der rechten Hand den kaiserlichen Regentenstab mit einem aus Pferdehaar geknüpften Knauf. Auf seiner stolz gereckten Brust ruhte ein rundes Emblem, das Haile Gabriel zuerst für das Großkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland hielt, welches dem Neguse Negest, so sein Herrschertitel, bei seinem ersten Besuch 1954 verliehen worden war. Dann aber ging Haile auf, was für ein Schmuckstück tatsächlich um den Hals des Kaisers hing. *„Es ist mein Amulett“,* rief Haile aufgeregt, *„seht her, Haile Selassie trägt die Medaille mit der Heiligen Muttergottes, die mir meine Großmutter schenkte.“*

„Wahrhaftig“, bemerkte Don Salvatore ehrfürchtig, *„es zeigt exakt dieselbe, von Sternen und Putti umgebene Marienfigur, pass gut*

auf Deine Münze auf, denn sie hat Dir viel Glück gebracht, Haile.“

Dankbar fiel Haile Gabriel auf die Knie, bekreuzigte sich und betete dreiundzwanzig Mal das Ave-Maria.



HOTEL PHILIPPS

An diesem sonnigen Julimorgen machte sich Johannes Seitz früh auf, um seine Pension, das Hotel Philipps am Platz von Leeds, zu verlassen. In der letzten Nacht hatte er, wegen der Betäubung, geschlafen wie ein Stein. Seine Sorgen und Ängste bezüglich der Art und Weise, wie man ihn hier behandelt hatte, waren abgeklungen. Er fühlte sich ausgeruht und glitt leichtfüßig durchs Foyer, wo er, aus voller Brust lachend, jene skurrilen Gemälde anschaute, die überall im Hotel an den Wänden aufgehängt waren und die ihm gestern noch einen gehörigen Schrecken eingejagt hatten. Über dem Türsturz der Rezeption betrach-

tete er noch einmal das Ölbild von der gehörnten, barbusigen Frau, die ihm so viel Ärger bereitet hatte. Genauer gesagt hatte er es hier mit einer Kombination von zwei Damen zu tun, deren Körper einer jüngeren und deren faltiges Gesicht einer älteren gehörte. Es waren diese beiden Putzfrauen gewesen, die ihm von Anfang an merkwürdig vorgekommen waren, und die für das durchaus beeindruckende Porträt Modell gestanden hatten. Wie eine wandelnde Leiche, eine Dämonin, wirkte die eine, wie das blühende, erotisierte Leben, die andere. In der Empfangshalle des Hotels hatte Seitz beim gestrigen Einchecken auch ein irritierendes Plakat entdeckt, auf dem ein Kreis aus Menschen abgebildet war, die, alle verschiedenen Alters, sich an die Hände fassten, während in der Kreismitte eine Supernova, die wohl per Photoshop eingefügt worden war, im gleißenden Licht erstrahlte. In schattierter Blockschrift stand unterhalb des explodierenden Sterns zu lesen: *Enlightenment – Treffen des Reinkarnierten e.V. in der Reinoldikirche*. Nicht nur das Poster, sondern auch die morbiden Darstellungen nackter, weiblicher Körper passten per-

fekt zu der konspirativen Heimlichtuerei, deren Zeuge Seitz im Hotel Philipps geworden war. Immer noch war er verstört von den merkwürdigen Gepflogenheiten des Dienstpersonals, das um diese Uhrzeit – es war halb acht – noch in den Federn zu liegen schien. Von Hotelgästen fehlte jede Spur, doch er fand im Frühstücksraum eine kleine, offenbar für ihn vorgesehene, Mahlzeit, über die er sich hermachte, bevor er den Schlüssel auf die Theke warf und sich endgültig aus dem verhexten Laden verabschiedete.

Erschöpft von einer enervierenden Arbeitswoche, die er in Dortmund zugebracht hatte, war er am Morgen zuvor in dieser von außen unscheinbar aussehenden Unterkunft im geschäftigen Brückstraßenviertel gestrandet. Seitz war überaus erstaunt gewesen, als er das edle, im Jugendstil gehaltene Interieur in Augenschein nahm. Im Auftrag seines Verlages hatte Seitz mehrere Autoren, vor allem Esoteriker, treffen müssen und war zunächst in einem preisgünstigen Hostel untergekommen. Die ausufernden Partys, die amerikanische Europareisende dort ständig veranstalteten, hat-

ten ihm den letzten Nerv geraubt. So hatte er sich nach einer anderen Unterkunft umgesehen, und beim Hotel Philipps einen Glücksgriff getan, wie er in Anbetracht des majestätischen Empfangssaals geschlussfolgert hatte. Doch der bullige, etwa zwei Meter große Portier hatte seine Anfrage bezüglich eines freien Zimmers zuerst schroff abgewiesen. Nach einem knappen Telefonat – der Riese hatte, nachdem der Name des Neuankömmlings in Erfahrung gebracht worden war, mehrfach „Seitz, Seitz, Seitz“ in die Sprechmuschel gewispert – war Seitz’ Ersuchen dann aber mit reserviertem Entgegenkommen bearbeitet worden. So war Johannes Seitz in das Hotelzimmer mit der Nummer 206 gelangt. Man hatte ihn durch ein prächtiges, ebenfalls im Art nouveau gestaltetes Treppenhaus geschickt, hoch in die zweite Etage. Die Teppiche waren, abgesehen von den vergoldeten Borten, allesamt burgunderrot und überzogen auch die von gewundenen, schwarzbraunen Geländern umrahmten, hölzernen Treppenstufen. Glänzende, frisch polierte Handläufe endeten in löwenkopfförmigen Knäufen. Im Hinaufgehen hatte Johannes Seitz ein Mezza-

nin-Geschoss erblickt, das von einer wuchtigen, in Beigetönen gestrichenen Eichentür geschützt wurde und offenbar privaten Zwecken diente. Zwei auf den Messing-Klingelschildern stehende Namen, Dr. Fuchs und Dr. Stockhofen, hatte sich Seitz, ohne es zu wollen, eingepägt. Die Nummer 206 hatte ein geräumiges, rechteckiges Zimmer zu bieten, das vorwiegend in Weiß gehalten war. In der Mitte des Raumes stand ein flaches, futonähnliches Doppelbett. Unter der mit Stuck verzierten, hohen Decke des Altbaus war an einem eisernen Arm ein kleines Fernsehgerät angebracht. Lapislazulblaue Portieren kontrastierten mit dem Seidentapeten, Schreibtisch und Bett dominierenden Elfenbeinweiß. Gegenüber vom Fernseher befand sich ein Keramik-Waschbecken, aber kein Spiegel. Von Durst geplagt hatte Johannes Seitz ein dort bereitgestelltes Glas gefüllt und mit gierigen Schlücken geleert. Beim Trinken hatte er kurz innegehalten, weil Seitz eines quadratischen Acrylbildnisses gewahr wurde, auf dem ein Fluss dargestellt war, der ihn an die Ruhr gemahnte, wo er in den letzten Tagen so oft geschwommen war. Seine be-

sondere Aufmerksamkeit galt indes dem nackten Sonnenbadenden, der ihm wie aus dem Gesicht geschnitten schien.

Unerwartet waren die beiden Putzfrauen ins Zimmer gekommen, und hatten ihn dazu aufgefordert, sich ins Bett zu legen und zu ruhen, da er, so die jüngere, „*sehr* müde“ wirkte. Sie wollten derweil den Teppich saugen, die Handtücher auswechseln, etwas Staub wischen, der aber nicht vorhanden war. Johannes Seitz hatte sich bedankt und gesagt, Putzen sei nicht nötig, er würde das Zimmer auch im unaufgeräumten Zustand nehmen. Die Damen waren jedoch hartnäckig geblieben. *Dr. Fuchs*, hatte er gedacht, *Dr. Fuchs und Dr. Stockhofen*; dann hatte er sich dem Befehl gebeugt und auf die harte Matratze gelegt. Die ältere der beiden Frauen war das Modell für den Kopf der gehörnten, rothäutigen Dame gewesen, die er auf dem Gemälde im Foyer gesehen hatte. Die schrumpelige Frau war deutlich kleiner als er, reichte ihm gerade bis zur Schulter, ihre tiefschwarzen Iriden waren von ebenso dunklen Augenringen umgeben, die sie, als wolle sie das Düstere noch betonen, mit nachtblauem Kajal umrandet

hatte. Auf ihren eingefallenen, aschfahlen Wangen sah er blasse Sommersprossen; Lippen waren nicht vorhanden, lediglich ein schlaff herab hängendes Fleischloch, dessen Ränder Spuren von blutrotem Lippenstift aufwies. Ihre Haare waren in rötlichen Nuancen gefärbt, die ins Purpurne gingen, an den Ohren prangten faustgroße Goldringe und an den Fingern lange Krallen. Johannes Seitz wusste nicht, ob sie italienischer oder osteuropäischer Herkunft war. Bei der jüngeren Frau handelte es sich um eine Polin, das hatte er an ihrem rollenden R gemerkt. Die dralle Blondine lockte mit allem, was der Archetyp des ewig Weiblichen aufzubieten hatte und schlagartig war ihm bewusst geworden, dass hier nicht nur Putz-, sondern auch Liebesdienste angeboten wurden. Aufgewühlt von dieser scheinbaren Gewissheit hatte Seitz, als hätte er einen weiteren Befehl erhalten, sein Hemd ausgezogen, um der jungen Polin seinen makellos gebräunten Oberkörper zu zeigen. Er war ein wenig auf und ab stolz, hatte dann aber gemerkt, dass sich die Frauen durch seine Bewegungen gestört fühlten, also war er wieder in die

Laken gesunken, während die ältere den Raum verlassen hatte. Nun waren er und die erblühende Pflanze allein. Ob sie ihn sofort küssen und streicheln würde, hatte er sich gefragt.

Im gleichen Moment aber war die Kesse Polin unvermittelt zur Tür gegangen, um sie von außen zu verschließen. Überrascht hatte er die Tür einen Spalt breit geöffnet, in der Absicht, seine Bereitschaft zum Beischlaf zu signalisieren. Prompt wurde die Tür wieder zugezogen. Seitz meinte, einen Satz gehört zu haben, der ihn nervös werden ließ. Die Alte hatte so etwas gesagt wie *È lui*, und dann: *Wir haben ihn*. Also doch eine Italienerin, ging Seitz durch den Kopf, als er erneut die Klinke betätigte, was sofort bestraft wurde. Ein Schlüsselbund raselte, der Schlüssel wurde ins Schloss geschoben und zweimal umgedreht. Daraufhin war, wie von Geisterhand bedient, der Fernseher angeschaltet worden, auf dessen Mattscheibe Seitz sich selbst beobachten konnte. Sogleich hatte er die winzige Kamera gefunden und zerstört, die in den Armen eines antiken Kronleuchters verborgen war. Nach wenigen Minuten hatte es

geklopft und der gigantische Portier war in den Raum getreten. „*Du bleibst erstmal hier*“, hatte der Hüne geraunt, woraufhin Seitz ihm mutig entgegen geschritten war und dem unrasierten Muskelprotz in den Schmerbauch zu schlagen versucht hatte. Mühelos hatte ihn der stoische Kerl zu Boden gedrückt, am Schlafittchen gepackt und auf die Matratze befördert, wo Seitz perplex liegen geblieben war und mit ansehen hatte müssen, wie die italienische Reinigungskraft am Türrahmen kratzte und ihm ins Gesicht spuckte, bevor der Portier sie behutsam durch den Eingang in Richtung Flur geschoben hatte. Vorher hatte er noch mit erhobenem Zeigefinger gedroht und gesagt, dass er die Polizei informiert habe und dass sich Seitz einen Fluchtversuch sparen könne: „*Dein Gesicht und Deinen Namen kennt hier jeder.*“ Er würde, hatte der Portier ergänzt, so lange in der 206 zubringen müssen, bis der Fall geklärt war. Seitz hatte sich gefragt, von welchem Fall wohl die Rede war, denn er konnte sich keiner Verfehlung entsinnen. Die polnische Raumpflegerin hatte er nicht mit Worten belästigt, geschweige denn angefasst. Gut, er

hatte seinen Oberkörper entblößt, aber das war bei diesen Temperaturen keine Untat, urteilte Seitz. Es war geradezu lächerlich, ihn hier gefangen halten zu wollen, schließlich stand das Fenster weit auf und die Dächer der Nachbarhäuser boten einen perfekten Fluchtweg. Zudem hatte der Portier es nicht einmal für nötig befunden, das Zimmertürschloss abzusperrern, so sicher war er sich der einschüchternden Wirkung seiner physischen Präsenz. Seitz hatte überlegt, auf der Innenhofüberdachung des an die Pension angrenzenden *Leeds Pub* zu fliehen, um, der Reinoldistraße in südlicher Richtung folgend, über den um diese Uhrzeit sehr belebten Willy-Brandt-Platz zu entkommen und im Passanten-Strom abzutauen. Das helle Tönen der Dreifaltigkeitsglocke, die in der Kirche St. Reinoldi elf Uhr schlug, hatte ihn aus seinen Gedanken gerissen, als ihm auffiel, dass die Putzkräfte sein Hab und Gut mitgenommen hatten. Somit, hatte Seitz entschieden, würde er der Rezeption wohl oder übel einen kleinen Besuch abstatten müssen. Weder der tumbe Grobian von einem Portier, noch der angekündigte Polizeibesuch konnten ihn ab-

schrecken, da er nichts verbochen hatte. Als er schließlich die Tür aufgestoßen hatte, war ein Uniformierter in den lichtdurchfluteten Raum gepurzelt, der nach und nach von einem süßlich duftenden Rauch erfüllt wurde. „*Woll'n ma sagen, die Doatmunda Kiachglocke schlägt, also keine Fissematenten...*“, hatte der Wachmeister im fröhlichen Ruhrdeutsch intoniert, bevor er sich eine Gasmaskе überstülpte. Der unteretzte Polizist hatte sich den scheel grin sendenden Seitz gegriffen und ins Mezzanin bugsiert, wo der in sich ruhende Portier bereits wartete. „*Woll'n mal sehen, wat de Ärzte sagen*“, hatte der schwitzende Gesetzes hüter geschnauft. Die beiden hatten Seitz in ein eichenholzvertäfeltes Atrium gedrängt, auf dessen Querachse zwei von ionischen Gipssäulen gerahmte Eingänge in die Pra xen von Dr. Fuchs und Dr. Stockhofen führten. Auf einer mit ornamentiertem Seidenstoff bezogenen Ottomane hatten sich stocksteif die angeblichen Ärzte präsentiert. Vom weihrauchartigen Qualm geschwängert, hatte Seitz geistesabwesend kichern müssen, als er die in weißen Kitteln steckenden Reinigungskräfte erspähte, die

sich gezwirbelte Schnurrbärte angeklebt und gescheitelte Perücken sowie überdimensionierte Hornbrillen aufgesetzt hatten. Auf dem vor der Ottomane stehenden Guéridon funkelte eine mächtige Kristallkugel, auf die Dr. Fuchs und Dr. Stockhofen ihre Hände gelegt hatten. Der Polizist hatte seinen Atemschutz in eine Zimmerecke gepfiffert, und die attraktive Polin, auf deren Namensschild Dr. Fuchs zu lesen war, hatte die letzte Zeile aus dem Eagles-Klassiker *Hotel California* gesummt. An Flucht, hatte sich eine lähmende Erkenntnis durch Seitz' vernebeltes Hirn geschlichen, war in der Tat nicht zu denken. „*Sieh nur*“, hatte der Portier, auf die Glaskugel deutend, erläutert, „*wir haben all Deine Schritte überwacht und Dich ausgesucht, weil Du rein bist.*“ Tatsächlich war in der Kugel eine Szene zu sehen gewesen, die Seitz beim Bad im Hengsteysee zeigte und die dem in seinem Hotelzimmer hängenden Bild ähnelte. „*Ja, Du bist jetzt einer von uns*“, hatte der Portier gemurmelt, während der Polizist eine Staffelei aufgebaut und angefangen hatte, Seitz zu porträtieren. Seitz hatte aufspringen wollen, doch die Wirkung des rätselhaften

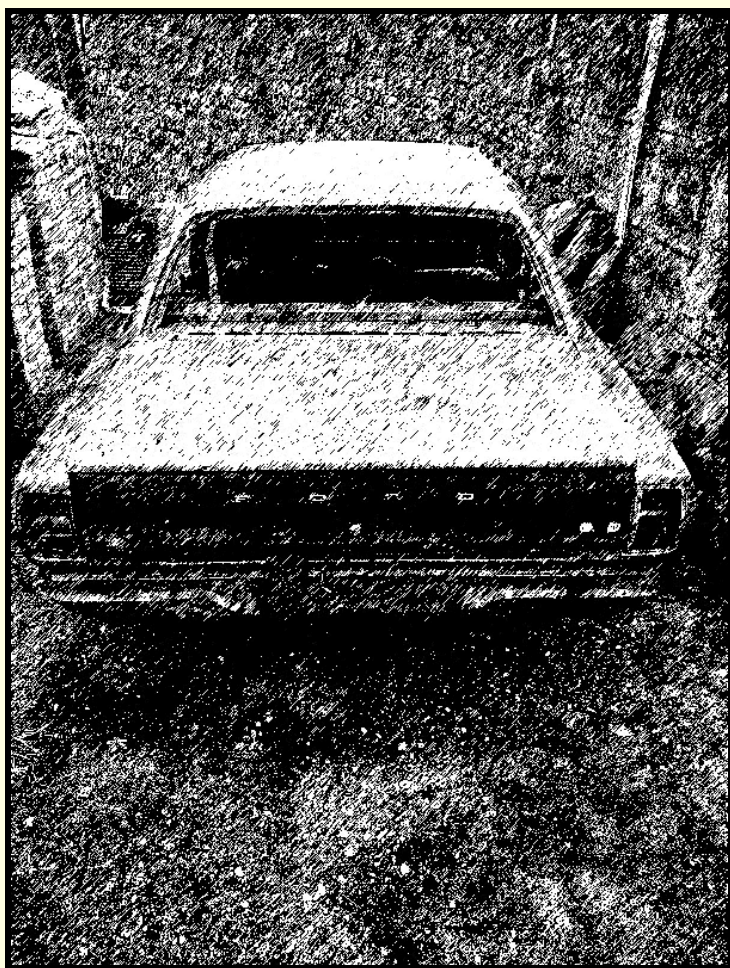
Rauchs, den er inhaliert hatte, ließ dies nicht zu. Mit einem Ohnmachtsanfall kämpfend hatte er sich zur Ottomane geschleppt und auf dem Parkett in Embryonalstellung verharret. „*Wirr stellen Dich gleich den anderen vorr*“, hatte Dr. Fuchs verlautbaren lassen, „*doch zuerrst muss das Bild ferrtig werrden.*“ Beim Anfertigen des Porträts hatte der Polizist künstlerisches Geschick bewiesen und innerhalb kürzester Zeit lockere Pastellstriche auf das Papier geworfen, die Seitz' schmales Gesicht, seine wässrig blauen Augen und die dünnen, halbmondförmigen Lippen auf naturalistische Weise veranschaulichten. „*Du bist jetzt die Nummer zehn in unserem Haus*“, hatte der Portier erklärt, „*das heißt, dass Du in der Hierarchie ganz unten stehst.*“ Auf Geheiß von Dr. Stockhofen, der italienischen Putzfrau, hin waren fünf in silbernen Roben steckende, venezianische Masken tragende Personen in die Praxis gekommen, und hatten sich Seitz devot nuschelnd vorgestellt. Wie außer Kontrolle geratene Gespenster waren die fünf im Raum umher gegeistert, wobei eines der bemitleidenswerten Wesen ein konisches Goldgefäß geschwenkt hatte, aus

dem korkenzieherlockenförmige Schwaden aufgestiegen waren.

Die tiefschwarze Nacht hatte Zimmer 206 bereits größtenteils verdunkelt, als Seitz aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht war. Ein seichter Wind hatte die Fensterläden klappern und die blauen Vorhänge wehen lassen. Seitz hatte den Lichtschalter betätigt und an der Wand sein pastellfarbenes Konterfei entdeckt, das der Polizist gemalt hatte. Seine Reisetasche und das Portemonnaie waren ordentlich auf einer Ablage platziert worden, und auf dem Schreibtisch lag ein Foto, das neun einen Kreis bildende Verhüllte zeigte, in dessen Zentrum ein blendendes, sternförmiges Licht erstrahlte. *Willkommen in unserer Mitte*, besagte die Bildunterschrift. Seitz war ins Grübeln geraten, wo er denn auf der Fotografie zu sehen war, und darüber erneut in Tiefschlaf gefallen. Als er wieder aufgewacht war, standen schon parallele Bahnen von Sonnenlicht im Zimmer und Seitz hatte sich gewundert, was es mit der grauen Asche auf sich hatte, die überall auf Bettzeug und Kopfkissen verteilt war. Sein Oberkörper war von leichten Brandspuren überzogen

und das Haupthaar angesengt. Schnell erledigte er eine Katzenwäsche und zog sein zerrissenes Hemd und die zum Teil verkohlte Hose an, um das geheimnisvolle Hotel endlich zu verlassen. Menschenleer war der Korridor, in dem feine Staubkügelchen auf Lichtstrahlen tanzten und auch das Foyer, wo für ihn ein kleines Frühstück präpariert worden war, sah verwaist aus. Seitz trank Milch und biss von einem Croissant ab, bevor er durch das gläserne Vestibül auf die Reinoldistraße trat. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hotels bemerkte Seitz zwei Männer, die in die Büros der dort residierenden Handwerkskammer flüchteten, nachdem sie ihn in Augenschein genommen und einen Schreck gekriegt hatten. Um diese Zeit waren in erster Linie Berufstätige unterwegs, die sich so sehr auf den bevorstehenden Arbeitstag konzentrierten, dass sie ihn, so hoffte Seitz, gar nicht groß zur Kenntnis nehmen würden. Im Innern des Karstadt-Kaufhauses am Platz von Leeds gingen die Lichter an und auf einem im Schaufenster angebrachten Plakat stand in gelben Lettern: *Die Stadt jubelt wieder!* Bevor Seitz die Kampfstraße überquerte, wartete

er ab, bis eine Straßenbahn an ihm vorbei kroch und ging am Backwerk, wo schon viel Betrieb war, vorbei zur Kirche St. Reinoldi. Die Glocken läuteten zur Frühmesse und Seitz entschloss sich, dem Gottesdienst beizuwohnen. Unter dem Spitzbogen des romanischen Säulenportals öffnete sich die schwere Holztür, ein Maskierter im pailletierten Umhang fiel vor Seitz auf die Knie, um euphorisch zu rufen: „*Der Erlöste...*“, und sich dann zu korrigieren, „*der Erlöser ist gekommen!*“ Sogleich tauchten Dutzende von Schnabelmaskenträgern auf, die Seitz in ihre Mitte nahmen und ihn in die Kirche zogen.



THEOPHIL LAURENZ

Theophil Laurenz inhalierte den dunkelblauen Rauch, der durch einen dünnen Gartenschlauch ins Innere des Autos geleitet wurde. Das Garagentor war fest verschlossen und das Licht ausgeschaltet. Während Theophil Laurenz dem aus den Boxen schallenden, lauten Gesang lauschte, wurde er müder und müder. Er nahm noch einen tiefen Schluck aus der Champagnerflasche, drehte den Volumenregler voll auf und vernahm die gesungenen Worte: „*I can sense infinity...*“

Sein klappriger, rostiger Ford Taunus hatte Theophil Laurenz stets treu gedient.

Deshalb hatte er dieses spezielle Fahrzeug ausgewählt, um sich zu verabschieden. Bei wem er sich verabschieden sollte, wusste Theophil nicht. Er kannte kaum jemanden, hatte in letzter Zeit meist allein gearbeitet und wenig Kontakt zu Frauen gehabt, seitdem Lydia ihn verlassen hatte. Sicher, da gab es diese Kellnerin, die ihm jeden Morgen heißen Kaffee und Schokocroissants servierte, doch sie wusste nichts über ihn.

Der letzte Überfall war schief gelaufen, seine Konkurrenten hatten Theophil verraten und eine Falle für ihn vorbereitet, um den Profieinbrecher endgültig loszuwerden. Er spielte in seiner eigenen Liga, kein anderer Berufskollege kam an Theophils Präzision, Schnelligkeit und Diskretion heran. Das war auch der Grund, weshalb er außer Ronald Likwitte, dem Hehler, keinem vertraute.

Ronald Likwitte war der Spross einer großen Sinti-Familie und er betrieb seine eigene Parkettlegefirma. Das Vorgehen Theophils und Likwittes war denkbar einfach. Tagsüber führten sie den reichen, gelangweilten Ehefrauen ihre Künste vor und legten aufwendige Muster aus hochwertigen

gem Parkett, die ihresgleichen suchten. Keine andere Firma beherrschte das Handwerk so gut wie Likwittes Zweimannbetrieb. Theophil war einst mit Ronald Likwittes Tochter Lydia liiert gewesen. In jener eigentlich wunderbaren Zeit starben jedoch Theophils Eltern bei einem Autounfall. Von heute auf morgen stand der Sechzehnjährige allein da, wurde aber von den herzlichen Sinti aufgenommen. Die Schule hatte Theophil, wie sein Chef Ronald, bereits mit vierzehn Jahren hingeschmissen und sich mit Gelegenheitsjobs durchgeschlagen.

Im ostwestfälischen Dorf Pechloch schlug das Herz der deutschen Fleischindustrie. Gleich fünf mächtige Fabriken produzierten in dem winzigen, in einem Moorgebiet gelegenen Kaff. Theophil hatte bei allen fünf Firmen gearbeitet, war aber wegen Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit wieder und wieder gefeuert worden. Dass er diverse Dinge gestohlen hatte, war niemandem aufgefallen. Theophil ließ alles Mögliche mitgehen: Fleisch- und Wurstkonserven, Messer, Sicherheitsschuhe, Klebeband, Gabelstaplerbatterien und sogar einen Hubwagen. Das sperrige Transportge-

rät hatte Theophil ohne zu zögern in einer Arbeitspause zum Parkplatz gebracht und unter einem dort stehenden Opel versteckt. Dieser gehörte einem Kollegen, der gerade seine Nachtschicht angetreten hatte. Als Theophil seinen Dienst beendete, war es bereits dunkel. Sommerlich warme Luftstöße beruhigten das pulsierende Hirn des Amateurdiebes, der im Begriff war, seinen ersten größeren Coup zu landen. Er bugsierte den Hubwagen am Pförtner vorbei, indem er sich duckte und das Fahrzeug dann sorglos hinter sich her zog.

Seit dem Tod seiner Eltern bewohnte Theophil Laurenz deren geräumiges Haus, den Ort seiner glücklichen Kindheit. Die weiß gestrichene Villa verfügte über einen Pool, eine Sauna und, was äußerst wichtig war, über eine gut sortierte Werkstatt, in die Theophil nun das Diebesgut zu bringen plante. Ein penetrant grellweißer Vollmond beleuchtete den geteerten Fahrradweg, auf dem Dieb und Beute Richtung Naturschutzgebiet eierten, an dessen äußerem Rand die Villa Laurenz zu einer Zeit errichtet worden war, als von Umweltschutz noch nicht geredet wurde. Käuzchen krächzten und sig-

nalisierten der dörflichen Legende gemäß, dass wieder jemand gestorben war. Theophil bog am Fußballfeld rechts ab und überquerte das Dorfzentrum, das aufgrund seiner Pflasterung im Volksmund Roter Platz genannt wurde. Scheppernde Geräusche erzeugte der Hubwagen, als Theophil am Brunnen vorbeikam. Er ließ sich nieder und bemerkte, dass er nicht allein war. „*Na, Junge, wohin geht die Reise?*“ fragte Theophil eine belustigt wirkende Stimme. In der Dunkelheit konnte Theophil zunächst nicht ausmachen, wer ihn da behelligte, erkannte dann aber im milchig-trüben Mondlicht ein Pärchen, das Zigaretten rauchend auf einer Bank hockte und die ins Schwarz der Nacht aufschießenden Wasserfontänen beobachtete.

Auf diese Weise hatte Theophil Ronald Likwitte und dessen Frau Claudia kennen gelernt. „*Schöner Hubwagen*“, murmelte Likwitte anerkennend, „*gehört der Dir?*“ Theophil war stark verunsichert und sagte: „*Ja, äh nein, den leihe ich mir nur aus.*“ „*Aha*“, erwiderte Likwitte und legte den Arm um seine Frau, „*weiß denn die Firma Wildmeyer davon?*“ Theophil hatte es versäumt, den

Schriftzug des Fleischproduzenten Wildmeyer vom geklauten Gerät zu entfernen und geriet ernsthaft ins Schleudern. Doch Likwitte redete im väterlichen Ton beruhigend auf den Teenager ein: *„Keine Angst, Junge, ich nehme Dir das Teil ab, oder willst Du es behalten?“* Bevor Theophil einwilligte, begann er noch, über den Preis zu verhandeln, woraufhin Likwitte lachte: *„Sei froh, dass ich Dich nicht verpfeife und das Ding verschwinden lasse. Machen wir es so, diesen Wagen übernehme ich gratis, sozusagen als Beweis für Deine Seriosität, oder soll ich besser sagen Gaunerehre? Von jetzt an lieferst Du mir, was immer auch weiterzuverkaufen ist. Ich mache Dir da keine Vorgaben. Du entscheidest ganz allein, was Du stiehlest. Wir arbeiten nun zusammen.“*

Von diesem Tag an hatte Theophil Laurenz wöchentlich gestohlene Waren im an die Fleischfirma Wildmeyer angrenzenden Waldstück platziert, wo Likwitte sie dann abholte und an interessierte Kunden weiterreichte. Ganze Paletten mit Sülze, Bratwurst und Dosenfleisch verschwanden im Laufe der Zeit aus den Kühlhäusern der Fabrik. Und Likwitte kümmerte sich darum,

dass die Imbissbuden- und Restaurantbesitzer, mit denen er kooperierte, die frische Ware fristgerecht erhielten. Theophil bediente sich schamlos in den Lagern seines Arbeitgebers, der ihm nicht auf die Spur kam. Kameras oder Sicherheitsdienste, die den Betrieb überwachten, gab es nicht. So konnte Theophil ungesehen Warenladungen stehlen, indem er in den Dokumenten eintrug, dass die Produkte bereits ausgeliefert worden waren. Zumeist gingen Fleisch und Wurst an große Supermärkte, deren Betreiber nicht bemerkten, dass eine Viertelpalette zu wenig geschickt worden war. Außerdem korrigierte Theophil den Umfang der Lieferungen nach unten. Mal fehlte ein Dutzend Bockwurstkonserven, dann eine Handvoll Rippen oder ein paar Tüten Frikadellen. Nie übertrieb Theophil und beherrschte sich, anstatt sich zu sehr zu bedienen, was auffällig gewesen wäre.

Wegen der nächtlichen Aktionen neigte Theophil bald dazu, zu spät zum Dienst zu kommen, oder während der Pausen einzunicken, sodass er vom Vorarbeiter geweckt werden musste. Je größer sein Erfolg als Schwarzhändler, desto unzuverlässiger

wurde der schmale Junge während seiner Schichten. Dass die Firma Wildmeyer ihm kündigte, machte Theophil nichts aus, denn er wusste, dass es noch vier weitere Fleischindustriebetriebe in Pechloch gab, bei denen er und Likwitte ihr Geschäft fortführen konnten. Also heuerte Theophil bei der größten Fabrik im Ort an, bei Stockmann. Nachdem er hier, und auch von den Großunternehmen Nolte, Weinert sowie Flöcken geschasst worden war, nahm Likwitte den vielversprechenden Nachwuchsräuber unter seine Fittiche. Innerhalb eines halben Jahres erlernte der begabte Theophil das Parkettlegehandwerk und begleitete seinen Meister bei Einsätzen. Die wohlhabende Elite von Pechloch und der benachbarten Kleinstadt Stroffmold schwor auf das Geschick und die beinahe künstlerisch zu nennende Arbeit von Likwitte und seinem Lehrling. Sie legten Fischgräten- und Leitemuster wie auch Flechtboden- und Parallelverband. Auf Wunsch der Kunden integrierten Likwitte und Theophil auch Familienwappen, Sterne, Halbmonde und Würfel aus Kirsch-, Walnuss- und Olivenbaumholz. Bei diesen Gelegenheiten inspi-

zierte das eingeschworene Team die Räumlichkeiten, taxierte die dort aufgehängten Gemälde und nahm Skulpturen, Familienporzellan oder Silberbesteck in Augenschein. Theophil versicherte sich, dass keinerlei Alarmanlagen in den Herrenhäusern installiert waren und entdeckte hin und wieder Safes mit billigen, leicht zu knackenden Schlössern.

Es war eine herrliche Zeit. Tagsüber legte Theophil Parkett, Nachmittage und Abende verbrachte er mit Likwittes Tochter Lydia und in den Nächten kehrte er in die ausspionierten Häuser zurück, um sie auszuräumen. Hierbei ging Theophil äußerst vorsichtig vor und Ronald Likwitte wartete bei den ersten Einbrüchen draußen im Wagen, um unvorgesehene Fluchten zu bewältigen. Ab seinem achtzehnten Geburtstag führte Theophil die Expeditionen allein durch, wollte er den Familienvater Likwitte doch nicht unnötigerweise gefährden. Theophil dachte, dass Lydia nichts von den Geschäften ahnte, die ihr Geliebter und ihr Vater des Nachts betrieben. Sobald sie eingeschlafen war, stahl sich Theophil aus der Villa seiner Eltern fort, zog seine Verbre-

chen durch und kehrte dann im Morgen-
grauen ins warme Bett zurück, in dem Ly-
dia tief und fest schlief. Erstaunlich war,
dass die zierliche, brünette Elfe mit den
tiefbraunen Iriden nie etwas von Theophils
Ausflügen merkte. Oder wusste sie längst,
was gespielt wurde?

Theophil dehnte seine Raubzüge inzwi-
schen auf entlegene Gebiete aus, da die
Häuser der Wohlhabenden von Pechloch
und Stroffmold allesamt geplündert worden
waren. In Labbe, der Kreisstadt, fand der
athletische Dieb neue Beute. Likwitte nahm
Aufträge in Labbe an, da Pechloch und
Stroffmold mit seinen aufwendigen Parkett-
legearbeiten vollauf versorgt waren. Labbe
gehörte zum Territorium einer Räuberban-
de, die es nicht duldete, dass Neulinge in
ihrem Bezirk auf eigene Faust Einbrüche
abwickelten. Anfangs kamen sich die kon-
kurrierenden Teams nicht in die Quere, da
Labbe zahlreiche Vororte hatte, denen sich
Likwitte und Theophil Laurenz widmeten.
Binnen Kurzem waren diese allerdings ab-
gefrühstückt und die beiden Invasoren
drangen zum Kern der Stadt Labbe vor.
Likwittes Kunstfertigkeit hatte sich längst

herumgesprachen, und so erhielt er genügend Bestellungen. Theophil wurde die Sache langsam zu heiß, deshalb zog er sich immer weiter aus dem Geschäft zurück. Brüche führte er nur noch sporadisch durch, denn Geld hatte er genug verdient. Für Lydia und sich plante der kühl kalkulierende Jüngling eine Zukunft in der Legalität. Theophil sagte sich, dass er vom Parkettlegehandwerk allein eine kleine Familie ernähren könnte. Doch Lydia war anspruchsvoll geworden. Allzu oft hatte Theophil ihr aus den nächtlichen Beutezügen stammenden Schmuck geschenkt, und sie wollte mehr.

Eines Nachts befand sich Theophil in dem Labber Nobelvorort Hagenstein, wo er einen Tresor knackte und zwei Ölgemälde des expressionistischen Malers Alexej von Jawlensky aus den Rahmen löste und zusammenrollte, als plötzlich Polizeisirenen ertönten. Tagsüber hatten Likwitte und Theophil hier ein Fischgrätenmusterparkett gelegt und herausgefunden, dass die Besitzer des Bungalows im Urlaub waren. Die Haushälterin hatte die Parkettleger in das aus braunroten Ziegeln errichtete Flach-

dachgebäude gelassen und ihnen bedeutet, Bescheid zu geben, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig waren. Theophil hörte, wie die Autos der Beamten schnell näher kamen und brach seine Unternehmung ab. Er griff sich die Bilder und flüchtete in den Garten, wo er auf Deckung hoffte. Doch die Polizisten fackelten nicht lange und schalteten alle Beleuchtungen ein, die verfügbar waren. Beinahe hätten sie Theophil erwischt, der sich im Gartenhäuschen versteckte und über das Nachbargrundstück entkommen konnte.

Am Tag darauf teilte Theophil Likwitte mit, dass er aus ihren gemeinsamen Aktivitäten aussteigen wolle. Aber Likwitte drang in ihn und bat darum, noch einen letzten Einsatz zu starten. „*Dabei*“, so Likwitte, „*kommt so viel herum, dass wir danach beide aufhören können.*“ Theophil zögerte, denn er wusste, dass ihre Konkurrenten ihn an die Staatsgewalt verraten hatten und dass sie alles unternehmen würden, ihnen das Geschäft zu verhaseln. Für die andere Diebesgang war es leicht, sich auszurechnen, wo Theophil beim nächsten Mal zuschlagen würde. Infrage kamen alle Häuser, in denen

Likwitte tagsüber Parkett verlegte. Und exakt auf dieses Domizil waren auch die Gegenspieler erpicht. Es gehörte einem Spielhallenbesitzer, der die wöchentlichen Gewinne seiner Casinos in bar in einem schlecht gesicherten Safe aufbewahrte. Es ging um Bargeld in der Höhe von mehreren hunderttausend Euro. In der Halbwelt war der Spielhallenimpresario bekannt, schleuste er doch immer wieder hohe Beträge an der Steuer vorbei und deponierte sie auf einem Nummernkonto in der Schweiz. Bereits am darauffolgenden Tag sollte einer seiner Mitarbeiter drei prall gefüllte Geldkoffer abholen und nach Bern bringen.

„Es heißt also jetzt oder nie, Theo“, betonte Likwitte. „Wir ziehen das Ding durch, kassieren ordentlich ab und setzen uns dann zur Ruhe.“ Theophil zögerte und bat um Bedenkzeit, doch Likwitte bedrängte ihn: *„Zeit haben wir nicht, aber die Sache ist sicher. Diesmal werde ich nicht vor dem Haus warten, das würde unseren Mitbewerbern auffallen. Es wird also zu Hundertprozent Deine Aktion, deshalb wirst Du mit zwei Dritteln der Beute belohnt, während ich mich mit dem Rest be-*

gnüge“, erläuterte Likwitte den Sachverhalt, „um halb zwei geht's los.“

In dieser Nacht tat Theophil kein Auge zu. Lydia legte ihren Kopf an seine Schulter und fragte, was los sei. „Nichts, Schatz, ich mache mir nur Gedanken über unsere Zukunft. Was würdest Du davon halten, außer Landes zu gehen und ein Kind zu bekommen? Geld habe ich genug gespart.“ Lydia zog sich abrupt von ihm zurück und sagte aufbrausend: „Ja, und ich will nicht wissen, woher das Geld kommt. Denkst Du, ich weiß nicht, welche Art von Business Du mit meinem Vater betreibst? Er ist ein alter Gauner und Du bist ihm auf den Leim gegangen, jetzt hängst Du mit in der Sache drin. Ihr werdet nie damit aufhören, weil es Euch Spaß und Nervenkitzel bereitet, das schmutzige Geschäft. Noch bist Du frei, wurdest noch nicht erwischt, aber der Tag wird kommen, und Du wanderst in den Bau. Glaube nicht, dass ich auf Dich warte. Ich bitte Dich, Theo, mach Schluss mit den Gaunereien, es ist zu gefährlich geworden. Mein Vater hat mir all die alten Geschichten erzählt, von seinen glorreichen Raubzügen, aber heute haben die reichen Leute Alarm- und Selbstschussanlagen, private Security-Trupps patrouillieren in

den Nachbarschaften. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann Du ertappt wirst und in den Bau wanderst.“

Theophil beruhigte Lydia mit dem Argument, dass in dieser Nacht keine Wertgegenstände entwendet werden sollten. Gestohlene Ware hatte den Nachteil, von einem Zwischenhändler weiterverkauft werden zu müssen. Likwitte war der Hehler, der die Gefahr auf sich nahm, Ringe, Ketten, Diamanten, Silberbesteck an einen Goldhändler zu liefern, der die Metalle einschmolz und den Edelsteinschmuck in seinem Laden anbot. *„Doch heute Nacht, Lydia, geht es um Schwarzgeld, das in die Schweiz gebracht werden soll. Also wird der Besitzer nicht die Polizei informieren können. Ich gehe in das Haus, knacke den Tresor, nehme das Geld an mich und haue ab. So einfach ist das.“*

In der postmodernistischen Stahlglassarchitektur, die der Casino-Boss bewohnte, gab es keinerlei Versteckmöglichkeiten, denn außer den Toilettenräumen war alles offen in dem hallenartigen Bau. Theophil lag also auf dem Präsentierteller, als die Sonderkommission eintraf und alle Lichter anmachte. Umgehend nahmen die Unifor-

mierten den glücklosen Einbrecher fest und brachten ihn aufs Präsidium in Stroffmold. Man sperrte ihn in eine Zelle, ließ Theophil aber nach einem den Rest der Nacht andauernden Verhör gehen. Die übereifrigen Polizeibeamten hatten zu früh zugeschlagen, noch hatte Theophil nichts gestohlen. So lautete die Anklage Hausfriedensbruch. Ein Gerichtstermin wurde angesetzt und Theophil kehrte zurück zu seiner Lydia.

In der Pechlocher Villa wartete bereits Ronald Likwitte, dem seine Tochter Kaffee gekocht hatte. Der kapriziöse Hehler wurde laut, als Theophil von seinem Pech erzählte. Es war klar, dass die Polizei ihnen auf der Spur war, und von den konkurrierenden Einbrechern Tipps bekam. Likwitte sah also seine ganze Familie gefährdet. Er hatte es zu weit getrieben, war zu gierig geworden, und jetzt musste der bärbeißige Sinto alles ausbaden. *„Drei-, vierhunderttausend Euro hätten wir verdienen können!“* warf der vor Wut kochende Handwerker seinem Partner vor. Und Lydia war außer sich: *„Ich wusste doch, dass die Euch schnappen würden, ich will mit keinem von Euch mehr etwas zu tun haben. Theo, es ist aus!“*

Am Tag seiner Verurteilung beschloss Theophil, sein Leben zu beenden. Er führte einen Schlauch in den Auspuff seines Ford Taunus ein, band dickes Paketband darum und schob den Schlauch durch das fingerbreit geöffnete Autofenster. Man hatte ihn zu sechs Jahren Haft verurteilt, die er unter keinen Umständen überstehen würde. Lydia hatte ihn verlassen und Ronald Likwitte redete seit dem gescheiterten Einbruch nicht mehr mit ihm. Mit der Polizei sprach Likwitte indes ausführlich, schob die ganze Schuld seinem jungen Exkompagnon zu. Theophil hatte während der Verhöre nur geschwiegen, doch Likwitte hatte das, was die Polizisten für die Wahrheit hielten, ausführlich dargelegt. Von Einbrüchen wisse er nichts, und dass Theophil außer dem Parkettlegen noch andere Eisen im Feuer hatte, sei ihm unbekannt. Aufgrund seiner Offenheit bekam Likwitte eine Bewährungsstrafe von einem Jahr, und Theophil wanderte ins Gefängnis.

Die Champagnerflasche hatte Theophil zu zwei Dritteln geleert, als er das Bewusstsein verlor. Dichter Rauch drang in seine Lungenflügel, die Abgase füllten den

Innenraum der verschlossenen Garage und der Motor des Wagens tuckerte freundlich. Heute morgen war Theophil nicht in der Imbissstube erschienen, wo ihm Walburga täglich Kaffee und Croissants vor die Nase setzte. Bis über beide Ohren war die Kellnerin in ihren Kunden verschossen.

Theophils Seele verließ seinen Körper und schwebte über dem Dach des goldenen Fords. Zu keiner Zeit hatte Theophil an die Existenz einer Seele geglaubt, vielmehr war er strenger Rationalist und Materialist gewesen. Seiner Überzeugung gemäß existierte nur das, was sichtbar und tastbar war, also alles, was mit den Sinnesorganen wahrgenommen werden konnte. Walburga hatte ihm beim Morgenkaffee oft aus dem Totenbuch der Tibeter vorgelesen und erklärt, wie wichtig es sei, auf den Tod vorbereitet zu sein. Von geifernden Dämonen und zombiehaften Untoten war dort die Rede gewesen, und von einem finsternen Gang, an dessen Ende ein Licht wartete. Um ans Ende des Tunnels zu gelangen, musste man, nach Walburgas Schlussfolgerung, all den Teufeln und Monstern die Stirn bieten. Auf diese Weise erreichte man das Licht

und durfte friedlich sterben. Die Versuchungen des Lebens paradierten in Form von nackten Frauen, Goldbarren, Glücksspielen und Wein vor Theophils geistigem Auge, das sich bald schließen sollte. Seine Vergehen begegneten dem Sterbenden in Gestalt von gehörnten Dämonen, die ihn in vom düsteren Gang abgezweigte Kavernen und Schwefelhöhlen lockten. Ganz sicher, er war ein Sünder gewesen, dessen Liste von Verfehlungen lang war. „*Dieb, Dieb, Dieb...*“, säuselten die Stimmen der bocksbeinigen Bestien, die sich auf seine frei fliegende Seele stürzten.

Auf der Stereoanlage spielte immer noch Musik, die Theophils seelische Aufmerksamkeit erregte: „*I can sense infinity...*“ Walburga, der anmutige, warmherzige Engel erschien im Tunnel des Todes. Sie kauerte im Schneidersitz und zitierte aus dem tibetischen Bardo Thödröl: „*O Sohn edler Familie, nun ist die Zeit für dich gekommen, einen Pfad zu suchen... Die Zeit meines Todes ist gekommen, und so werde ich mithilfe dieses Todes, einzig die Haltung des erleuchteten Geisteszustandes annehmen... O Sohn edler Familie, höre! Nun strahlt der reine Glanz der Dharmata*

vor dir... dieser Geisteszustand ist ungehindert, funkelnd, klar und vibrierend.“

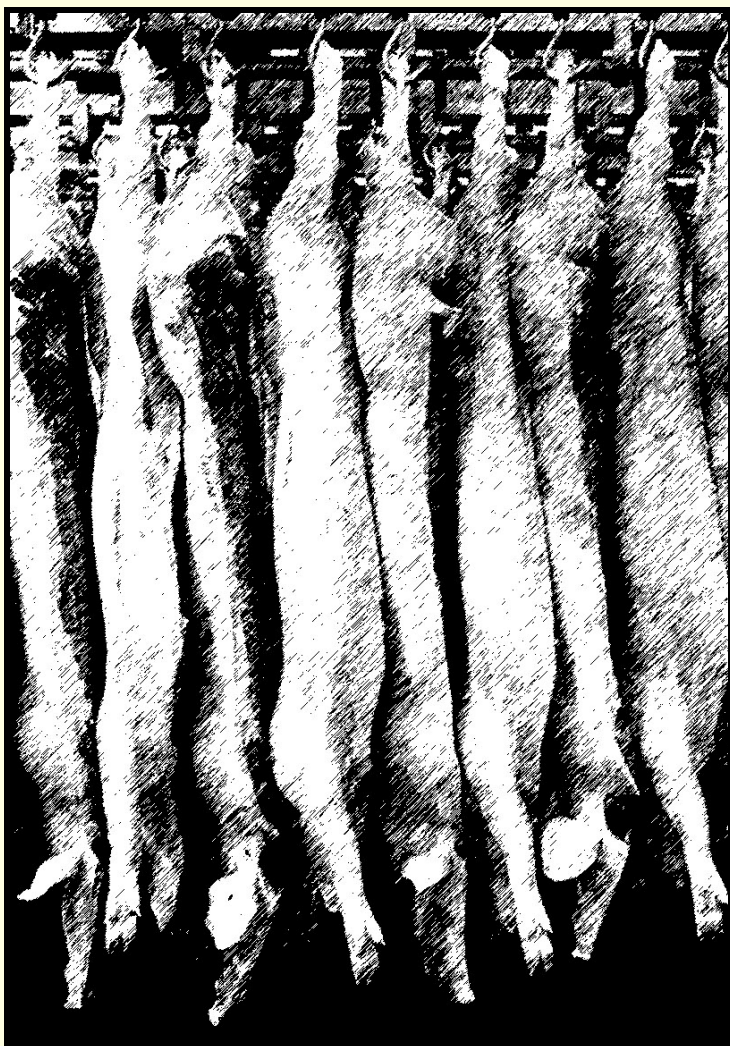
Schönheit, Ruhe und Frieden gingen vom gleißenden Licht aus, das Walburga umgab und dem sich Theophils Seele näherte. Wohlgefühl flutete seinen Körper und tiefe Seligkeit breitete sich im Tode aus. Theophil hatte seine Sünden bekannt, indem er den Dämonen widerstand. Wegen Walburgas Anleitung hatte seine Seele nicht den Fehler gemacht und war auf die Versuchungen der teuflischen Geister hereingefallen. Theophil stand unmittelbar vor seiner Befreiung aus dem Kreislauf von Geburt, Tod und Wiedergeburt. Diese Seele würde in die Ewigkeit eingehen und nie mehr auf die Erde zurückgleiten. Kurz bevor Theophils Seelenleib vom Licht aufgesogen wurde, erschien ihm in seiner Vision eine schwarze Hand, die ihn am Schlafittchen packte und in den Gang zurückstieß. Theophil fiel und fiel, das betörend schöne Licht entfernte sich immer mehr.

Walburga riss das Garagentor auf, zog Theophil aus dem Wagen und legte ihn auf die Hofeinfahrt. Die korpulente Frau packte den Halbtoten, schüttelte und rüttelte an

ihm, versuchte es mit Mund zu Mund-Beatmung. Heftige Ohrfeigen teilte die Kellnerin aus, um ihren Geliebten zurück ins Leben zu befördern. Endlich wachte Theophil auf und Walburga schüttete den Champagner über seine Gesicht, indem sie ihn küsste. *„Was machst Du hier?“* erkundigte sich der überraschte Suizident. *„Ich war auf dem Weg zur Arbeit und sah, dass Rauch aus Deiner Garage kam, also stieß ich das Tor auf und rettete Dich, nun gehörst Du ganz mir“*, entgegnete die Kellnerin. Theophil wirkte leicht enttäuscht und berichtete seiner Retterin von dem hellen Licht, in dessen Richtung seine Seele gereist war: *„Einen finsternen Tunnel habe ich durchmessen, wilden Biestern habe ich mich widersetzt und dann erblickte meine Seele das schönste und hellste Weiß.“* Walburga stellte erleichtert fest: *„Das Totenbuch der Tibeter, aus dem ich Dir manchmal vorlas, hat Dich gerettet. Denn Du wusstest genau, dass am Ende des Gangs ein Licht wartete. Du warst dem Nirwana sehr nahe...“*

In den Tagen nach Theophils gescheiterem Selbstmordversuch fühlte er sich wie neugeboren. Es war ihm, als sei alle Schuld

von ihm abgewaschen. Walburga, die er nun täglich traf, führte dies auf seine Nah-toderfahrung zurück. Nach Walburgas Meinung hatte das Licht Theophils Seele gereinigt und für eine neue Existenz auf Erden vorbereitet. Jetzt war er unschuldig wie ein Säugling, so schien es zumindest. Theophil und Walburga entschieden sich dafür, das Dorf Pechloch zu verlassen, nachdem die Villa Laurenz verkauft worden war. Gemeinsam zogen sie in den Süden, wo sie so lange dem Müßiggang frönten, bis sie das aus dem Hausverkauf stammende Geld aufgebraucht hatten. Dann wandte sich Theophil wieder dem Parkettlegehandwerk zu, und zeugte einen Sohn.



LAKSHMI

Auf dem Internetvideoportal UR-TUBE hatte sich Lakshmi Singh immer wieder diese beklemmende Reportage über das Sterben der Tiere in industriell betriebenen Massenschlachtereien angesehen. „*Todesfabriken, das sind Todesfabriken*“, hatte die dreizehnjährige Tochter des Berliner Heilpraktikers Dr. Rajesh Singh immer wieder gerufen, und ihre Eltern, beide Vegetarier, hatten ihr mit beruhigenden Worten beigepflichtet, versucht, die plötzlich aufgetretenen und, wie sich zeigen sollte, nicht so schnell wieder rückgängig zu machenden Hysterieattacken der Hochsensiblen zu bremsen.

Seit August 2010, nachdem die Schulpsychologin des Geschwister-Scholl-Gymnasiums Dr. Singh gegenüber den Verdacht auf ADHS, das in den Medien allseits präsente und gefürchtete Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom, ostentativ vorsichtig angedeutet hatte, war Lakshmi nun in Behandlung bei dem Neurologen und Jugendpsychiater Dr. Schuler, dessen winzige, in einem mehrgeschossigen, an der Kantstraße gelegenen Jugendstilhaus untergebrachte Praxis der verstörte Teenager monatlich aufsuchen musste. Dr. Schulers Spektrum möglicher in Frage kommender Diagnosen war breit gestreut, und bewies letzten Endes die Unfähigkeit des jungen Arztes, der im Anschluss an seine Ausbildung in der Psychiatrischen Abteilung der Charité Charlottenburg gerade erst eine Privatniederlassung eröffnet hatte, die er, zusammen mit dem lukrativen Kundenstamm, von einem älteren Kollegen, der in den Ruhestand gegangen war, übernahm.

Hyperaktiv sei Lakshmi, ihr Weltbild von paranoiden Vorstellungen geprägt, eine Borderline-Störung leider nicht vollständig auszuschließen, hatte Schuler den zuneh-

mend besorgten Singhs erläutert. Zunächst hatte Dr. Rajesh Singh eine homöopathiebasierte Therapie in Erwägung gezogen und sich über Wirkstoffe der traditionellen chinesischen Medizin informiert, die zur Kurierung seelischer Leiden eingesetzt werden. Er selbst pflegte psychisch angeschlagene Patienten in der Regel sofort an einen Fachmann zu überweisen, da sein Glaube an die Wirkchancen der Alternativmedizin nicht so weit ging, dass er die klassischen Wege der Schulheilkunde komplett ausschloss oder gar verachtete. Vielmehr hatte Singh in einem Interviewband mit dem Dalai Lama, das ihm vor langer Zeit unter die Augen gekommen war, gelesen, dass auch der tibetische Ozean der Weisheit dazu riet, Schulmedizin und Naturheilpraktik miteinander zu kombinieren, da in manchen besonders kniffligen Fällen, beispielhaft nannte er Krebs, nur das klug angewandte, fachübergreifende Wissen zur Besserung führen könne.

Lakshmi hatte die nach ausführlicher Anamnese von ihrem Vater gestellten Globuli und Tinkturen gewissenhaft eingenommen, dann aber feststellen müssen,

dass der aus Delhi stammende, vorsichtige Mann, den ihre friedensbewegte Mutter Johanna, resolute Westfälin, 1977 während einer Indienreise kennen und lieben gelernt hatte, die Medikamentengaben allzu schnell variierte. Aurum metallicum, ein hochpotentes Liquid, das Depressiven verabreicht wird, hatte Dr. Singh Lakshmi anfänglich verschrieben. Bevor sie exakt einundzwanzig Tropfen der Flüssigkeit auf einen Plastiklöffel – metallisches Besteck hätte die Wirkung gemindert – perlen ließ, musste sie, so die Anweisung ihres Vaters, das daumendicke braune Glasfläschchen genau fünfmal schütteln, damit die darin schlummernden Energien aufgeweckt würden. Das Nanospuren von Gold enthaltende Mittel setzte Dr. Singh nach Vierteljahresfrist abrupt ab, um stattdessen *Sepia officinalis*, ein Tintenfischsekretsextrakt, zu probieren. Lakshmi reagierte, ob bewusst, oder wegen der Effekte des Sepiasaftes blieb im Ungewissen, mit Apathie, Misslaunigkeit, Heißhungerattacken und generellem Unverständnis. Auf Lakshmis wiederholte Biten hin unterrichtete Johanna ihren Gatten dahingehend, dass es wohl an der Zeit sei,

einen weiteren Experten zu konsultieren. Infolgedessen sah sich Lakshmi umgehend einer Kombinationstherapie ausgesetzt, die aus dem Mineralsalz Kalium sulfuricum (Singh) und einer äußerst geringen, *homöopathischen*, wie der jüngst hinzugekommene Nervenarzt Dr. Schuler ironisch lächelnd bemerkte, Dosis des Antidepressivums Cypressa bestand.

Lakshmi, firme Nutzerin der Hightech-Medien, berichtete Schuler, dessen eiskristallblaue Stahlaugen in, wie sie fand, unzulässiger Weise über ihre vom pubertären Aufbruch gekennzeichneten Körperformen wanderten, wenn er sich unbeobachtet wähnte, zwar von den zahlreichen Nebenwirkungen des Psychopharmakons, wobei sie gähnte und ihre explizierenden Satzfragmente gekonnt zeitlupen-, kaugummiartig dehnte. Indes beruhte ihr halbwegs überzeugendes Schauspiel, das der ohnehin abgelenkte Quacksalber fraglos schluckte, auf Informationen, die Lakshmi mithilfe der beliebten totalitaristischen Netzsuchmaschine *Stumble* eingeholt hatte, und die zum Teil so alarmierend waren, dass die, laut mit Pokerface vorgetragener Selbstauss-

kunft „autistisch veranlagte“ Hochbegabte (IQ: 136) nicht einmal mit dem Gedanken spielte, das pharmazeutische Teufelszeug ernsthaft einzuwerfen. Über die harmlosen, zuckrigen Pillenkügelchen, esoterischen Arzneien, die ihr Vater Rajesh in Samuel Hahnemanns *Organon der Heilkunst* auftrat, machte sich Lakshmi keine Sorgen, waren sie in ihren Augen doch wirkungslos.

Alles andere als wirkungslos war der wuchtige Inhalt des Gedichtes, geschrieben auf einen zusammengeknüllten, aus einem karierten Spiralblock herausgerissenen Zettel, den Lakshmi in Dr. Schulers Wartezimmer unter ihrem Stuhl fand. In krakeliger Kleinmädchenschrift stand dort:

Weltfeuer brennt
Erdrutsche, Beben
Killerwellen
Erdenschlund tut sich auf
Verschlingt uns in glühend heißer Lava
Rot, gierig, konsequent
Einzelereignisse
Sagten Nachrichtensprecher
Gesamtweltstrafe, Naturrache

Alles mit allem verknüpft
Alle für alles verantwortlich
Flüstern Zerbrechliche

„*Gefällt es Dir?*“ In das Poem vertieft schreckte Lakshmi leicht auf, als ein aus dem Büro von Dr. Schulers Sprechstundenhilfe schlurfendes Mädchen ihres Alters sich stockend vorstellte, wobei sie einen Speichelfaden verlor, der wie ein im Sprung abreißendes Bungee-Seil auf dem Kunststofflaminatfußboden landete: „*Madeleine, freut mich. Kannst es behalten. Ich wohne in Utopia, komm uns doch mal besuchen*“, begann die dürre Blonde, der das Sprechen offensichtliche Schwierigkeiten bereitete, einen gebremsten Dialogversuch. „*Lakshmi, Du bist dran*“, fuhr die Arzthelferin barsch dazwischen, woraufhin sich Madeleine schulterzuckend verzog und Lakshmi das gierige Verhör von Seiten Schulers über sich ergehen lassen musste.

Zuhause angekommen durchkämmte Lakshmi sogleich das World Wide Web, gab, ohne Resultate zu finden, unterschiedlichste Wortarrangements in die Suchmaske ein – „Utopia Berlin“; „Madeleine Uto-

pia“; „Utopia Facelook“ – bis sie schließlich bei MY WAYS auf das Profil einer Brandenburger Punkcombo namens *Youtopia* stieß, die einige ihrer Titel bei dem mittlerweile von innovativeren *social networks* überholten Künstlernetzwerk hochgeladen hatten. Rotzig dahin geschrammelter Garagenrock-dilettantismus war es, was Lakshmi da zu hören bekam, als sie den Song *Love your enemies* anklickte und abspielte. Das Fotoalbum war spärlich bestückt, bis auf die Digitalaufnahme einer Aquarellzeichnung der bei Globalisierungsgegnern populären Guy Fawkes-Maske, die *Youtopia* mit ihrem Bandlogo fusioniert hatten, gab es nichts zu sehen. Im Impressum der Homepage entdeckte Lakshmi unterdessen endlich, wonach sie Ausschau gehalten hatte, die viel-sagenden Initialen M.S. sowie eine Postanschrift in Wusterhausen.

Bereits um Dreiviertelvier saß Lakshmi im von Bahnhof Zoologischer Garten bis Neustadt an der Dosse tuckernden Regionalexpress und begutachtete das Œuvre von Madeleines Anarchotruppe, beziehungsweise die sieben Tracks, die sie auf ihrem elektronischen Musikabspielgerät

hatte speichern können. Fünfunddreißig Minuten später erreichte der Zug Neustadt, wo Lakshmi in einen von der Prignitzer Eisenbahngesellschaft bereitgestellten Einwagen umstieg und kurz darauf in den im Fachwerkstil errichteten Bahnhof des beschaulichen Dorfs Wusterhausen einfuhr. Der von Lakshmi auf ihrem Smartphone im Voraus berechnete Fußweg bis zur Lethetalstraße 99, der auf MY WAYS angegebenen Adresse, betrug lediglich knappe drei Kilometer, die Lakshmi Musikhörend zurücklegte. Schnell wurde der fröhlichen Wanderin klar, dass die Angabe falsch sein musste, bewegte sie sich doch auf das weitflächige Gewerbegebiet der Gemeinde zu. Im Grunde bestand der Ort fast ausnahmslos aus diesen trostlosen Aneinanderreihungen von industriell genutzten Leichtbauhallenkomplexen. Bloß der in matten Beigetönen sanierte Dorfplatz, wo in einer anderen, dunkleren Epoche eine junge Frau aufgrund ihres unreinen Bluts geteert und gefedert worden war, und die trüben Wasser des Flüsschens Dosse zeugten von einer gewissen lokalgeographischen Individualität.

Utopia entpuppte sich als von unüberwindbaren, mit rasierklingenscharfem NATO-Draht umwundenen Zäunen geschützte Massentiertötungsfestung; unter dem breit grinsenden Schnabel eines cartoonesk gestalteten Hühnerkopfes prangte in stolzen, scharlachroten Lettern der traditionsreiche Name des deutschen Fleischmarktführers DAUDFREUD. Dieser war in dem Beitrag eines unbequemen öffentlich-rechtlichen Fernsehpolitjournals, in welchem Lakshmi die kalten Industriearacken schon einmal gesehen hatte, aus juristischen Gründen verpixelt gewesen.

„Hier entlang“, rief Madeleine und führte Lakshmi, die überaus gefasst auf den erneuten Überfall reagierte, behutsam am Unterarm in Richtung einer hinter dem Gebäudekomplex liegenden Steinbrücke, auf der die Mädchen die Dosse überquerten und auf unübersichtliches Mischwaldareal zusteuerten. Bald gelangten sie an die in honigfarbenem Schimmer erleuchtete Fensterfront eines neoklassizistischen Rundbaus. „Jagdschloss von Schuler“, erläuterte Madeleine, „das klägliche Überbleibsel des einst so umfangreichen Land- und Hofbesitzes meiner

preußischen Familiendynastie.“ Hatte Lakshmi richtig gehört? „Absolut, das hast Du“, fuhr Madeleine fort, „mein eigener Bruder verschreibt mir Ritalin. Aber hey, so bekomme ich die Partydrogen auf Rezept, so viel ich nur will. Also was soll’s...“

In der Rotunde des spartanisch eingerichteten Bibliothekszimmers erwartete Lakshmi und Madeleine deren im Ohrensessel Pfeife rauchender Großvater Graf Richard von Schuler, der im Gegensatz zu seinen Enkeln das Adelsprädikat des beinahe ausgestorbenen Junkergeschlechts selbstbewusst weiterhin im Namen führte.

„Großvater lässt uns im Garten siedeln“, drängte Madeleine Lakshmi ungeduldig zum Aufbruch. „Nur die Ruhe, ich begleite euch“, erwiderte der so angesprochene Weißbart. Vor den Sandsteintreppenstufen des Schlossportals stapelten sich Holzkisten, überladen mit prallen, knallroten Äpfeln. „Zum Teil wurmstichig“, warnte der Graf stoisch, „und dennoch ist der Geschmack unübertrefflich.“ Um die, wie ihre eigene Sippe, äußerst selten gewordene urhessische Sorte Berliner Schafsnase handele es sich bei dieser exquisiten Frucht, scherzten

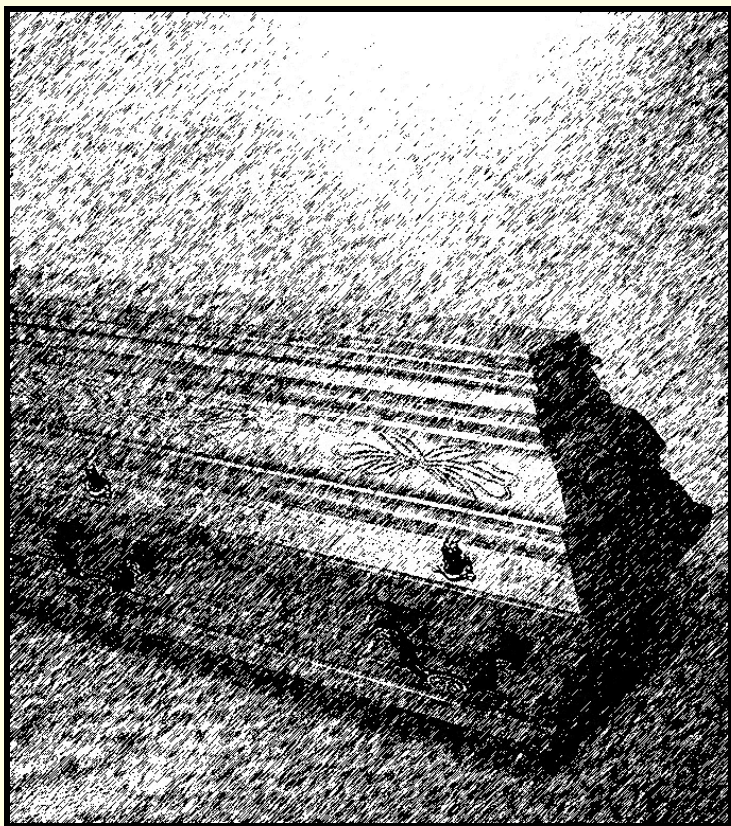
Opa und Enkelin, um Lakshmi kurzum aufzufordern, eine Ladung Obst zu schultern. Jeder der drei schleppte eine der schweren Eichenkisten über die verschlungenen Pfade des von spillerigen Apfelbäumchen, alle über hundert Jahre alt, bewachsenen Wildgartens.

In konzentrischen Kreisen angeordnete, ausgemusterte Bauwagen, die abenteuerlich anmutende Waldkolonie Youtopia, eröffnete sich dem vom Tragen ins Schwitzen gekommenen Trio. Freudig erregt bellende Hirtenhütehunde sprangen Madeleine an die Brust und begrüßten sie, indem sie ihr mit eisenrauen Zungen über die erhitzten Wangen leckten. Lakshmi ließen die schwarzweißen Collies einen ebensolchen Willkommensgruß angedeihen, dem altersschwachen Grafen gegenüber waren die mitfühlenden Tiere indessen zurückhaltender. Eine freundliche Schwangere, die zudem ein Kleinkind in einem Tuch auf ihrem Rücken spazieren trug, piff die gezähmten Wölfe geduldig zurück und bat Richard von Schuler einen Sitzplatz am lodernden Lagerfeuer an.

Der erhabene Aristokrat, dessen Pfeifenglut während des Apfeltransports erloschen war, bückte sich nach einem vergilbten Zeitungsfetzen, in der Absicht, das dünne Papier als Fidibus zu verwenden. Graf von Schuler riss ein handtellergroßes Stück von dem Blatt ab, auf das ein Porträtphoto des Schauspielers Sean Penn gedruckt war, rollte es zusammen und entzündete die sich sofort wellende Zellulose. Achtlos ließ der Raucher den Rest des Interviews, das Penn einer großen Wochenzeitung gegeben hatte, auf die glühenden Scheite gleiten. Bevor der Text von den Flammen verschlungen wurde, konnte Lakshmi noch folgenden Satz lesen:

„Wir werden in eine Welt hineingebo-
ren, in der sich niemand die Zeit nimmt,
der zu werden, der er ist – und all diese
Menschen, die nicht sie selbst sind, verlet-
zen die wenigen Menschen, die sich diese
Zeit nehmen.“

„*Und von dieser Zeit*“, dachte Lakshmi,
„*werde ich mir nun soviel nehmen, wie ich be-
nötige.*“



RICHARD SEIDIUS

Meinem Chef, Dr. Richard Seidius, diente ich so gut ich konnte. Vor über zwei Jahrzehnten hatte mich die Familie, deren Söhne – und in moderneren Zeiten auch Töchter – stets Führungsrollen im Vorstand des deutschen Chemiegiganten inne gehabt hatten, als Kindermädchen eingestellt. Zunächst waren die damit verbundenen Tätigkeiten mein einziges Arbeitsfeld gewesen, bis der alte Seidius im Herbst 2006 an seinem Krebsleiden zugrunde gegangen war. Umgehend hatte der auf diese Situation bestens vorbereitete Familienrat den begabtesten Nachkommen des verbliebenen Firmenpatriarchen, der in Harvard so-

eben seine Promotion abgeschlossen hatte, Dr. Richard Seidius nach Bremerhaven beordert, wo das traditionsreiche Unternehmen 1870 gegründet worden war. Seine betriebswirtschaftlichen Kenntnisse hatte Seidius im Rahmen von Praktika innerhalb der weitverzweigten Konzernniederlassungen vor allem in Asien erworben, und, wie jeder treue Spross der Dynastie, als Ferienarbeiter auch das Grundhandwerk der Chemikalienproduktion kennen gelernt. Mein Ehemann Emilio Fuentes berichtet mir heute noch stolz, wie er dem wissbegierigen, jungen Richard am Fließband des an der Wesermündung liegenden Werks die Basiskenntnisse der Styroporherstellung vermittelte. Die früher unverzichtbare Feuerprobe am Fließband dient dieser Tage nur noch kosmetischen Zwecken, da von Seiten der Konzernführung erkannt wurde, dass die Vermittlung abstrakter Managementfähigkeiten wichtiger ist als das Herumgekasper im Arbeitsoverall. Somit verbringen spätere Führungskräfte einen Großteil ihrer Zeit an privaten Business-Schools und kaum noch im Maschinenraum, dem, wie Emilio

immer betont, eigentlichen Herz von *Seidius-Chemie*.

Der mit dem Familienwappen dekorierte Eichensarg war noch nicht mit Erde bedeckt, als mich Dr. Richard Seidius, nachdem er eine Schippe Sand in den Grabeschacht geworfen hatte, zur Seite nahm und fragte, ob ich mir vorstellen könne, ihm bei Geschäftsreisen zu assistieren. Auf Anregung seines just zu Grabe getragenen Großvaters hin hatte ich mich zur, wie man damals noch sagte, Sekretärin ausbilden lassen. Da er mir, der Frau, die ihn aufgezogen hatte – Richards Vater, der ungeliebte Sohn, war vom Patriarchen zurückgestoßen und in zweitrangige Positionen versetzt worden, woraufhin er sich mit seiner dritten Gemahlin ins Jet-Set-Leben stürzte – vertraute, wollte mich der frisch gekürte Vorstandsvorsitzende an seiner Seite haben.

In der Villa Seidius hatte ich ein eigenes Schlafzimmer gehabt, falls die Kinder auch mal über Nacht betreut werden mussten. Richards Hirtenhütehund Charun schlief in dem an meine Unterkunft angrenzenden Separée. Der Knabe und ich hatten Charun

ins Herz geschlossen, deshalb verbrachten wir mit dem Collie viel Zeit auf dem weitläufigen Parkgelände, das den Herrschaftssitz umgibt. Besonders gern hockten wir in einem Holzboot, nahe am Ufer des zum Familienbesitz gehörenden Sees, und warfen Tennisbälle ins Wasser, von wo Charun sie apportierte. Der über sechzehn Jahre alte Hund lebte noch, als ich mit Dr. Seidius von einer Reise aus Singapur zurückkehrte, wo wir eine für die Gewinnung der Chemikalie PDI errichtete, über eine Milliarde Euro teure Anlage begutachtet hatten.

Als sich mir der eigentliche Grund für mein Engagement erschloss, hatte ich den folgenschweren Fehler bereits begangen.

Richard, wie ich ihn privat weiterhin nennen durfte, reichte mir einen USB-Stick, auf dem ich einen E-Mail-Entwurf speicherte, den er mir diktiert hatte. Abends öffnete ich die Datei und wurde dabei auf einen schreibgeschützten Ordner aufmerksam. Neugierig klickte ich darauf und stieß auf Dutzende von Textdateien, verfasst in der malaiischen Schriftsprache. Mithilfe eines Übersetzungsprogramms gelang es mir –

erschreckend einfach, dachte ich noch – die im Briefkopf mit dem Schriftzug *MoreTex* versehenen Schreiben innerhalb weniger Minuten zu entziffern. Online brachte ich in Erfahrung, dass die Hauptdomäne dieser einstigen Seidius-Subunternehmung die Weiterverarbeitung von hochspezialisierter Arbeitsschutzkleidung, wie sie etwa bei Säureunfällen zum Einsatz kommt, ist. Das Rohmaterial, pakistanische Baumwollstoffe, importiert *MoreTex* billig aus Indonesien, um die Jacken und Hosen auf Sentosa, südlich von Singapur Stadt, mit den erforderlichen Substanzen zu verfeinern. Aus den Dokumenten ging hervor, dass *MoreTex*-Textilien asbesthaltige Kunstfasern enthalten. Dieser mich in Alarmbereitschaft versetzende Fakt sei streng vertraulich zu behandeln, so das Resümee des für die Schreiben verantwortlich zeichnenden *MoreTex*-Geschäftsführers Ruben Roin. Tags darauf teilte ich Seidius mit, der USB-Stick sei abhanden gekommen, worauf er mich streng zurechtwies und sogar die Hotelleitung informierte, welche die Kleiderschränke der Putzkräfte, ergebnislos, durchsuchen ließ.

Zurück in Bremerhaven legte ich Charun, dem ich auf Sentosa ein Geschenk gekauft hatte, dieses blinkende Hundehalsband um und schmuggelte die Geheiminformationen so aus dem Haus. Als zwei Tage später die Bombe platzte, wurde mir klar, dass ich zu spät gekommen war.

„SEIDIUS-CHEMIE SETZT AUF UMWELT-VERTRÄGLICHKEIT“, titelte das Finanzfachblatt, dem ich mein Wissen in Paketform zukommen lassen hatte: „Hinsichtlich der von an Lungenkrebs erkrankten *MoreTex*-Näherinnen in Singapur eingereichten Sammelklage teilt *Seidius*-Vorstand Dr. Richard Seidius mit, er habe den vom Konkurrenzunternehmen UFUS, das *MoreTex* 2006 von *Seidius* übernommen hatte, eingesetzten Firmenchef Roin über gesundheitsschädliche Bedingungen in Kenntnis gesetzt, und die Einwilligung erhalten, dass *MoreTex* auf den Einsatz des von UFUS in Südostasien weiterhin verwendeten Tremolit verzichte. Nur unter dieser Bedingung habe er, Seidius, dem Verkauf zugestimmt. Mittlerweile habe man mit dem Kunststoff PDI eine für Produktionskräfte ungefährliche Alternative finden können.“

„*Konkurrenz ausgeschaltet, Consuela*“, lobte Richard Seidius mich zwinkernd, als er mir meine Kündigung in die Hand drückte.



ELYSIUM AUF DEM VIGILJOCH

Dr. Diereck Sonnenfels zog eine graue Spur hinter sich her, denn all die Orte, die er während seiner Flucht vor den Söldnern der Gedankenkontrollfront besucht hatte, waren diesen in die Hände gefallen. Zwei Dekaden zuvor hatte sich der Präsident von Europa offen zu seiner Zusammenarbeit mit der G.K.F. bekannt, deren Funktionäre von extraterrestrischen Wesen gesteuert wurden. Nur wenige Menschen, die, wie Sonnenfels, das zweite Gesicht besaßen, waren in der Lage, jene unsichtbaren Kreaturen zu erkennen. Die Mehrzahl der Menschen, die

der G.K.F. dienten, wusste nicht, dass die Revolution von 2026 auf das Konto von vampirartigen Geschöpfen ging, die sich von menschlicher Energie ernährten. Mit Hilfe von umfassender medialer Manipulation hatten sich die Bestien Europa untertan gemacht und graue Schleier über Metropolen und Großstädte geworfen.

Dr. Sonnenfels, unerschrockener Wissenschaftler und Verfasser der Fibel *Die außerirdische Bedrohung*, war den dunklen Mächten ein Dorn im Auge. Er kannte die Schwächen seiner Verfolger, wusste, dass sie von der steten Angst entdeckt zu werden getrieben wurden. Dass die Wesen äußerst scheu und abergläubisch waren, war Sonnenfels bewusst und auch dass sie außerhalb der großen Städte, wo in utopischen Siedlungen die letzten freien Menschen lebten, so gut wie keine Chance hatten. Der Zusammenhalt der Siedler, die der Versklavung durch die G.K.F. noch einmal entkommen waren, erwies sich als wichtiger Abwehrfaktor.

Was die Söldner davon abhielt, jene idyllischen Horte anzugreifen, war der unbedingte *Glaube an das Gute* der Siedler, gegen

den die nihilistischen Kämpfer kein Gegen-
gift besaßen.

Nach Lana war Dr. Sonnenfels gekommen, weil er gehört hatte, dass im Schutze des Meraner Talkessels freie Menschen ansässig waren. Nach all den langen Jahren auf der Flucht suchte Sonnenfels einen sicheren Hafen, wo er, der Endsiebziger, in Ruhe sein Leben ausklingen lassen konnte. Die Realisierung dieses Wunsches gestaltete sich als schwierig, weil die Truppen ihm auf Schritt und Tritt gefolgt waren. Blühende Landschaften, wie Lanas Apfelanbaugebiete im Etschtal, wo majestätische Sonnenstrahlen Bäumen und Wiesen das Chlorophyll in die Zellen trieben und wo das ewige Grün unter wolkenlosem Firmament leuchtete, verwandelten sich in farblose, wie von gigantischen Spinnennetzen überzogene Ascheareale, da die Söldner im Auftrag ihrer Herren alle vorhandene Energie absorbierten. Und doch existierten noch Sektoren, die den Blutsaugern als uneinnehmbar galten und von wo der Widerstand organisiert wurde.

Lana würde seinen Verfolgern wahrscheinlich in die Hände fallen, dachte Son-

nenfels, als er auf die Station zuging, von wo aus ihn die Seilbahn auf das Vigiljoch brachte. Auf dem Hausberg, das besagte eine alte Legende, spukte es.

Falls die Fama sich als wahr herausstellte, würde dies vorteilhaft sein, fürchteten sich die Schattenwesen doch paradoxerweise vor nichts so sehr wie vor – Schattenwesen. Über dem Vigiljochberg entschwand die Sonne in fein abgestuften Rosatönen, mit denen der glühende Feuerball bauschige Wolkenebenen übertünchte. Das satte Gesicht des kugelrunden Vollmonds zeigte sich bereits blässlich silhouettiert, hoch oben über den Baumspitzen und dem Etschtalkessel.

„Man müsste den Geist“, sagte die alte Apfelbäuerin, die Dr. Sonnenfels in einem verfallenen Hotel traf, *„der am Jocher See sein Unwesen treibt, dazu bewegen, auch das Tal zu behelligen, und so die Verfolger von einer Invasion abhalten.“* Der dürre, bebrillte Forscher sann über die Worte der Frau nach, und erkundigte sich dann, was es mit dem Mythos vom Grafen Fuchs auf sich hatte. *„Der Graf soll ein gottloser, geiler Bock gewesen sein“,* erklärte die Bäuerin, *„selbst an*

hohen Feiertagen, wie Ostern, frönte er dem Hedonismus. Der Schlosskaplan ermahnte den Grafen und dieser wurde so zornig, dass er den Priester im Jocher See ertränken ließ. Kurz darauf verschwand der Schlossherr. Seitdem geistert seine ruhelose Seele am Weiher herum...“

„Ich muss mit dem Gespenst sprechen“, verabschiedete sich Sonnenfels und bestieg erneut den Sessellift. Am Berghang des Larchbühels sprang er auf einen Waldweg und folgte ihm in westlicher Richtung.

Durch harzig duftende Lärchenwälder marschierte Sonnenfels und stieß bald auf eine breite Lichtung, die vom milchig-trüben Weiß des Mondscheins illuminiert war. Auf einem grasbewachsenen Hügel erhob sich eine mittelalterliche Kirche. Rund um das Gotteshaus hatten die freien Siedler ihr Lager aufgeschlagen, primitive Holzhütten und orientalisch anmutende Zelte verteilten sich auf der weitläufigen Lichtung. Lagerfeuer erhellten die Mondnacht im orangegelben Schein und Fünkchen stoben durch die kühle Nachtluft. Es roch nach feuchtem Brennholz und Weihrauch, schwenkte ein hochgewachsener

Priester doch ein silbernes Fässchen. Wachen waren vor den Hütten positioniert und in Leinentücher gekleidete Frauen und Mädchen tanzten um die züngelnden Flammen herum.

Der Priester nahm Sonnenfels am Arm und deutete energisch nach Norden, so dass sein Gebetsschal in der milden Nachtbrise wehte. Sonnenfels konnte gar nicht genug bekommen, von dem friedlichen Fest, das in der utopischen Siedlung auf dem Vigiljoch zelebriert wurde. Obgleich die Einwohner wissen mussten, dass Südtirol von den Söldnern der G.K.F. annektiert worden war, tänzelten sie leichtfüßig im Mondlicht, als könne ihnen nichts geschehen. Und tatsächlich, so der Gottesmann, waren sie unangreifbar: *„Sie kennen ja die alten Sagen, vor denen sich die finsternen Wesen so fürchten.“*

„Graf Fuchs...“, schlussfolgerte Sonnenfels und der Priester nickte bedächtig. *„Ganz recht, neben unserem unbedingten Glauben an den Sieg des Guten, ist es der Geist des Grafen, der uns schützt, und jetzt folgen Sie mir bitte.“*

Auf dem Weg zum Jocher See durchquerten Sonnenfels und der Priester im Morgengrauen weitere Zeltlager. Die aufgehende Sonne tauchte Wolkenformationen in sanftes Lila, die von der Oberfläche des schwarzen Sees reflektiert wurden. Über der Mitte des Weihers schwebte ein nackter, bleicher Mann. „*Sie müssen Ihre Heimat hinter sich lassen, und nach Lana ziehen*“, rief Sonnenfels dem Geist zu, worauf dieser sich in einen rotäugigen Werwolf verwandelte, der an das Seeufer kam und in die Lärchenwälder rannte. Ob die Kreatur Sonnenfels verstanden hatte, blieb ungewiss. Doch das focht den Wissenschaftler nicht an, da er sich längst entschieden hatte, hier, unter den friedvollen Siedlern auf dem Vigljoch, seinen wohlverdienten Ruhestand zu verbringen. Seine Forschungsergebnisse ließen ihn uneingeschränkt daran glauben, dass diese Siedlung unberührt bleiben würde. Nach und nach würde er die ruhelose Seele des Grafen besser kennen lernen und dazu motivieren, sein Spukgebiet auszudehnen und so der Bevölkerung von Lana Schutz zu bieten.



GEISTERJAGD AM VIGILJOCH

Aus Meran kommend, erreichten Dr. Die-reck Sonnenfels und seine aus Istanbul stammende Assistentin Derya Arslan den Bahnhof Lana-Burgstall an einem hellen Junimorgen. Im Gepäck hatten die Geisterjäger einen neuartigen, von Sonnenfels entwickelten Apparat, mit dessen Hilfe Phänomene, die nicht für jedes menschliche Auge sichtbar waren – Sonnenfels verabscheute das Wort Gespenst und bevorzugte das Akronym N.S.P. – mithilfe von Laserstrahlen festgehalten werden konnten. Das spezielle Verfahren diente der Bekämpfung

von bösen Mächten, die verschiedenste, menschliche und tierische, Gestalten annahmen und ganze Städte terrorisierten. Eine alte Apfelbäuerin hatte Dr. Sonnenfels telefonisch kontaktiert, weil ein eben solches bösartiges Geschöpf, das sich bis vor kurzer Zeit noch an einem geografisch fest begrenzten Ort aufgehalten und dort gespuht hatte, sich plötzlich anmaßte, vom Vigiljoch herunterzukommen, um die Bewohner des Etschtals heimzusuchen. Schlimmer noch war die Tatsache, dass der Geist – oder das N.S.P – sich in Form eines Werwolfs auch schon Touristen gezeigt hatte, die so verschreckt gewesen waren, dass sie die Region fortan mieden. Nicht alle Einwohner von Lana glaubten an die alte Legende, der zufolge die untote Seele des Grafen Fuchs am Jocher See herumgeistern und, tags wie nachts, Wanderern und Bauern erscheinen soll.

Dr. Sonnenfels und Derya Arslan hatten das *Kleine Museum* im Binderweg aufgesucht, wo sie Magdalene Heuer, die Apfelbäuerin, treffen wollten. Seit Jahrzehnten machte die virile Landwirtin bereits Jagd auf den Geist des Schlossherren von Leben-

berg, der zu Lebzeiten so liederlich und gottlos gewesen sein soll, dass seine Seele weder in der Hölle und schon gar nicht in den Himmel aufgenommen wurde und dazu verurteilt war, friedlos über dem Ort seiner größten Verfehlung, dem Jocher See, zu schweben. Magdalene Heuer begrüßte die umtriebigen, international tätigen Geisterjäger überschwänglich und gab sich als Fan von Dr. Diereck Sonnenfels' Schriften zu erkennen. Um *Das Geisterjäger-Handbuch*, Sonnenfels' bekanntestes Werk, das zunächst beim Istanbuler Verlag NAZAR erschienen war, lesen zu können, hatte die Landwirtin sogar Türkisch gelernt. Der winzige Innenraum des Museums beherbergte vor allem aus den beiden Weltkriegen stammende Exponate, wie Uniformen, Medaillen, alte Land- und Feldpostkarten, aber auch mannigfache Fotografien. Diesen galt das besondere Interesse der drei Spukexperten, hatte Bäuerin Heuer doch verkündet, dass tatsächlich Bilder vom Jocher Geist existierten. Aufgrund ihres hohen Alters, Magdalene Heuer war im November 1918 geboren worden, hatte die immer noch agile Dame die aktive Geisterjagd auf-

geben müssen. Aber es war ihr gelungen, eine Nachfolgerin auszubilden, die als einfaches Zimmermädchen in einem am Vigljoch gelegenen, nur mit der Seilbahn zu erreichenden Hotel, arbeitete, wo Sonnenfels und Arslan sie besuchen wollten, bevor der schmale, hochgewachsene Nickelbrillenträger und seine schwarz gelockte, mit stets braunem Teint gesegnete, rechte Hand sich an den Heimatort des N.S.P. begaben. Die zartgliedrige Türkin, die Sonnenfels für einen Einsatz in der Blauen Moschee empfohlen worden war, wo ein ganzes Bataillon von *nicht sichtbaren Phänomenen* ihr Unwesen getrieben hatte, überreichte Magdalene Heuer als Geschenk eine silberne Hand der Fatima. Im Zentrum des handförmigen Schmuckstücks prangt ein Auge, das den bösen Blick abwenden und Glück bringen soll.

„Dann lassen Sie mich doch bitte die Aufnahmen sehen“, bat Dr. Sonnenfels die sofort auf seine Frage reagierende Bäuerin. „Hier sehen Sie die älteste Abbildung des Jocher Gespenstes, das unmittelbar nach dem Verschwinden des Grafen Fuchs im Jahre 1844 aufgenommen wurde, eine Daguerreotypie“,

erklärte die hagere Seniorin mit dem langen weißen Haar, bevor sie fortfuhr: „Man kann hier gut die menschliche Gestalt erkennen, den wilden Jäger, als der die Seele von Graf Fuchs gelegentlich auftritt. Sie kennen die Geschichte, nicht wahr?“

„In der Tat“, bemerkte Derya Arslan, „der wilde Jäger und der rotäugige Werwolf sind Figuren, die der Geist zur Strafe für den Mord am Priester annehmen muss. Und hier gleitet das Phantom über die Seeoberfläche.“

„Ja“, warf Dr. Sonnenfels ein, „zu Ostern hatte Graf Fuchs wieder einmal der Jagd gefrönt und war zu den Huren gegangen, und nicht in die Kirche. Daraufhin hatte ihm der Schlosskaplan Vorhaltungen gemacht, die den Grafen so erzürnten, dass er den Greis von zwei Knechten im Jocher See ertränken ließ. Kurz darauf verschwand der Schlossherr, und ward nie mehr gesehen.“

Nachdem Arslan und Sonnenfels weitere, auch aktuelle Digitalfotos von der Spukgestalt in Augenschein genommen hatten, holte die Bäuerin eine antike Maschine hervor, für die sich Dr. Sonnenfels interessierte. Heuer zufolge hatte sie das N.S.P. mithilfe dieses rostigen Konstrukts, das mit Or-

gonenergie arbeitete, in den 1960er Jahren einmal festgesetzt. Sonnenfels stand dem von Wilhelm Reich geprägten Energiebegriff skeptisch gegenüber, aber Derya Arslan schlug vor, Heuers Automaten mit dem von ihm konzipierten Transformator zu fusionieren.

„Das ist eine gute Idee“, lobte Magdalene Heuer, „das Zimmermädchen wird Euch helfen, die Apparatur in Betrieb zu nehmen.“

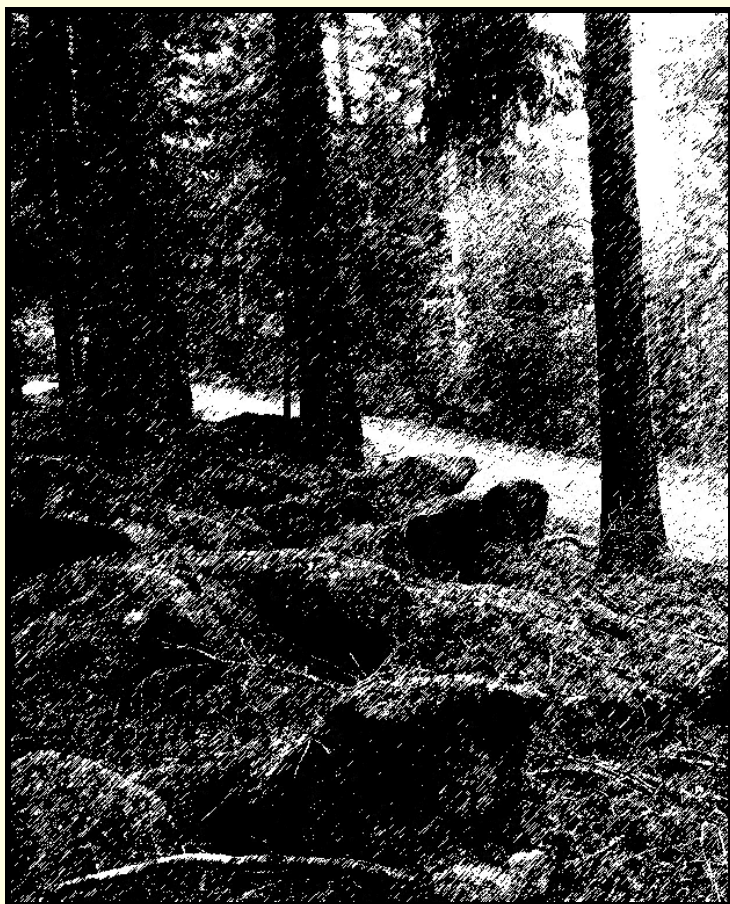
Als die Geisterjäger das Hotel auf dem Vigiljoch mit der Seilbahn erreicht hatten, entschwand die Sonne in fein abgestuften Rosatönen, mit denen der glühende Feuerball bauschige Wolkenebenen übertünchte. Das satte Gesicht des kugelrunden Vollmonds zeigte sich bereits blässlich silhouettiert, hoch oben über den Baumspitzen und über dem Meraner Talkessel. Stoisch und vor Selbstbewusstsein strotzend, hatte das Zimmermädchen darauf bestanden, den Orgogenerator eigenhändig zu bedienen, um das Phantom endgültig zur Strecke zu bringen. So waren sie zu Dritt durch schütterere Lärchenwälder gewandert, bis sich vor ihnen eine Lichtung auftat, die vom opaken Weiß des Mond-

scheins illuminiert war. Auf einem grasbewachsenen Hügel erhob sich die mittelalterliche Kirche St. Vigil am Joch und sie beschloss, den Geist hierher zu bugsieren, damit die Bevölkerung endlich von der ruhelosen Seele erlöst würde.

Das Trio folgte dem Waldweg in Richtung Norden und erblickte bald die schwarze Oberfläche des Jocher Sees, auf dem sich der Mond marmorfarben widerspiegelte. Als hätte der Geist auf seine Verfolger gewartet, tauchte er unmittelbar aus dem dunklen Wasser auf und erhob sich in die Lüfte. Arslan verkabelte den laserbetriebenen Transformator mit der durch Orgonenergie genährten Maschine, die das Zimmermädchen bediente und Dr. Sonnenfels richtete Laserstrahlen auf den wilden Jäger, der sich, sobald er von dem Energiefeld umfassen war, in einen Werwolf verwandelte. So wechselte das brüllende Phantom seine Erscheinungsform mehrmals, bis es von den Laserattacken dermaßen erschöpft war, dass es Sonnenfels, Arslan und dem Zimmermädchen in die Falle ging.

Die Kirche St. Vigil soll auf einer heidnischen Kultstätte errichtet worden sein, um

die Götzenanbetung zu verdrängen. Wie Dr. Sonnenfels schlussfolgerte, handelte es sich bei dem N.S.P. des Grafen Fuchs um eine Reinkarnation aus vorchristlichen Zeiten, die auf katholische Rituale allergisch reagierte. Aus diesem Grunde, so Sonnenfels' Resümee, war dem Schlossherren von Lehenberg der sonntägliche Kirchgang und jedes hohe Fest verhasst gewesen. Als er zu Ostern den Kaplan ermorden ließ, mussten die Geister seiner Urahnen vom Grafen Besitz genommen haben. Sonnenfels, Arslan und das Zimmermädchen schlossen den Geist also in die von Magdalene Heuer erfundene Maschine ein und bestatteten ihn auf dem Kirchhügel. Seither wurden weder Werwolf noch wilder Jäger jemals wieder gesehen.



SEELENTAUSCH

„Karma spielt für Sie keine Rolle mehr“, hatte Dr. Derya Gül zu Julian Arkanus gesagt, als er das Institut nach beinahe fünf Monaten verließ. Der Aufenthalt in dem roten Backsteinhaus hatte Arkanus verschiedenste Komponenten des geistigen, in seinem Kopf befindlichen Reiches offenbart, waren doch fleißige Mitarbeiter des Instituts um seine Erleuchtung bemüht gewesen. Einen Ort wie die Waldklinik Lichtenau konnte jemand, der nicht den Weg des Lichts ging, kaum entdecken. Geheimnisvoll waren die Absichten der Klinikdirektorin und ihres Teams. Unauffindbar auf Landkarten und auch vor den allgegenwärtigen Satelliten

geschützt, verbarg sich das Institut in den tiefen Wäldern im Süden Räuschlands. Julian Arkanus hatte täglich Übungen vollführt und Gespräche geführt, die ihn letztendlich davon überzeugt hatten, dass er kein kranker, sondern ein übergesunder junger Mann war. Dr. Derya Gül, die Leiterin des Instituts, hatte Arkanus in die Welt der Projektionen eingeführt. „*Die Schleier der Illusion verbergen das wahre Antlitz der Welt*“, hatte Dr. Gül immer wieder betont.

Nach einer Odyssee durch die Wälder des Bielheimer Forstes, während der Julian Arkanus auf die letzten freien Siedler gestoßen war, hatte man seine Rufe nach Befreiung erhört. Arkanus war von zuhause ausgebüxt, hatte sich wochenlang auf eigene Faust durchgeschlagen, und seinen Verfolgern, den grauen Zombies von der Staatspolizei, immer wieder Schnippchen geschlagen. Bald hatte eine Bewohnerin der Bielheimer Siedlung den herumirrenden Jugendlichen gefunden und ihn der milden Herrscherin von Bielheim vorgestellt, einer rothaarigen Mittfünfzigern und ehemaligen Literaturprofessorin, die den Widerstand koordinierte.

Das totalitäre Regime, das sich über die vier Sektoren von Räuschland erstreckte, beutete die Bevölkerung aus, machte sie mithilfe von Gehirnwäschen gefügig. Julian, ein helllichtiger Indigo-Junge, war, wie wenige, in der Lage, das abgekartete Spiel der tyrannischen Herrscher zu durchschauen. Deshalb befand er sich in großer Gefahr. Hellsehern wurde in der Regel nach der Geburt – sobald man ihre Gabe erkannte – der Garaus gemacht, weil sie die ärgsten Feinde der Diktatur waren. Jedoch war Julius der Sohn von Richard Arkanus, einem ranghohen General der Staatspolizei, der seine Beziehungen spielen lassen hatte, um das Leben seines Sohnes zu schützen. Wie in der biblischen Geschichte von Abraham und Isaak forderte man den General letzten Endes dazu auf, den eigenen Sohn zu töten, und so Loyalität zu beweisen. Als Abraham im Begriff war, seinem Nachkommen die Kehle durchzuschneiden, griff bekanntlich ein Engel ein. Richard Arkanus indes verhalf seinem Sohn zur Flucht, riet ihm, die dichten Wälder aufzusuchen und sich dort zu verstecken, bis die politische Lage sich endlich gedreht hatte.

Die Attacken der Siedler von Bielheim auf die korrupte Machtelite von Räuschland intensivierten sich im Laufe der Zeit. Denn unter den Siedlern befanden sich zahlreiche Indigos, die ihre Hellsichtigkeit nutzten, um ihre Feinde, die graugesichtigen Gewalttäter von der Staatspolizei, zu orten und durch Telepathie kalt zu stellen. Man schleppte die staatstreuen Polizisten und Soldaten nach Lichtenau, um sie dort umzuerziehen. Und Julian Arkanus, dem man in der Klinik Lichtenau erfolgreich seine Angst vor den Apparatschiks ausgetrieben hatte, fungierte nach kurzer Zeit als Chefideologe. Ihm gelang es mit spielender Leichtigkeit, die vergifteten Geister der Staatsdiener unter Verwendung psychischer Antidote zu reinigen. Den Gefangenen wurde das System, welches ihnen von Seiten des Staats aufgezwungen worden war, genommen, die Programmierungen wurden gelöscht und durch neue Gedankenstränge ersetzt. Einst dienten die Patienten von Lichtenau dem großen Diktator, dann gaben sie ihre Leben für die Ziele der kriegerischen Hippies von Bielheim hin.

In Südräuschland war schließlich ein offener Krieg entbrannt, da sich hier die Enklave Bielheim befand, wo besonders viele kampfbereite Siedler existierten. Ehemals hatten die Freiheitskämpfer hier mehr oder minder friedliebend gelebt, und ihre Angriffe lediglich auf mentalem Wege durchgeführt. Indigos lokalisierten die Aufenthaltsorte ihrer Gegner und Bielheimer Söldner fingen diese dann ein, um sie nach Lichtenau zu bringen, wo sich Dr. Gül um sie kümmerte.

Es ergab sich, dass Julians Vater, der General Richard Arkanus, von den Staatslenkern zum Koordinator des Krieges in Südräuschland auserkoren wurde, und somit gegen die von seinem Sohn befehligten Indigo-Kämpfer vorgehen musste. Vater und Sohn stellten die Hauptfiguren in diesem blutrünstigen Schachspiel dar. Beide wussten, dass sie den jeweils anderen unbedingt Schachmatt setzen mussten, um ihre Haut zu retten. Richard Arkanus, der trotz seiner uneingeschränkten Liebe zu Julian ein fanatischer Anhänger der Diktatur war, hatte sich längst entschlossen, sein eigenes Fleisch und Blut auszulöschen, wenn

es hart auf hart kommen sollte. Julian hingegen beherrschte die Kunst der Gedankenkontrolle und war somit befähigt, den eigenen Vater ohne Blutvergießen unschädlich zu machen. Dr. Gül hatte zwölf der begabtesten Indigos ausgewählt, um den Heerführer zu Fall zu bringen. Gemeinsam meditierten sie in der Bielheimer Kapelle, und versuchten, ihre Gedankenströme in den Kopf des Generals fließen zu lassen. Allerdings war das Unternehmen nicht von Erfolg gekrönt. Es gelang den Hellsehern nicht, die mentale Steuerung über Richard Arkanus zu erlangen. Offenbar war der Gedankenhighway aufgrund der verwandtschaftlichen Beziehung von Richard und Julian versperrt.

Dies war ein so bekanntes wie gefährliches Phänomen. Verzichtete man nicht ab einem gewissen, schwer auszumachenden Punkt auf die gegen einen genetisch ähnlichen Feind gerichteten Angriffe, konnte es passieren, dass die Seelen der Kontrahenten ausgetauscht wurden. Ein solcher Moment trat ein, als Julian darauf beharrte, weiter in die Gedankenwelten seines Vaters vorzudringen zu wollen. „*Nur noch einen kurzen*

Augenblick“, rief Julian, doch es war schon zu spät. Helle Blitze durchzuckten die Kapelle und Julians Seele entfleuchte durch das geöffnete Portal. Die anderen elf Indigos wurden ohnmächtig, und als sie wieder zu sich kamen, wähten sie den General Richard Arkanus unter sich. Vielmehr verstanden sie zunächst nicht, dass in Julians Körper die Seele seines Vaters steckte. Die milde Herrscherin von Bielheim und Dr. Gül wurden herbeigerufen, als sich Julians Leib, von konvulsivischen Zuckungen durchdrungen, auf den Steinplatten der Kapelle hin und her warf. Offenkundig wollte Richards Seele ihre neue Behausung nicht akzeptieren, also band man den Körper fest.

Auf wundersame Weise hatten sich die Verhältnisse gedreht. Der Generalsseele wurden von Dr. Gül im Laufe der Monate und letztlich Jahre, die sie in Bielheim verbrachte, die kriegerischen Absichten ausgetrieben. In langen Verhören gab die Seele von Richard Arkanus wertvolle Geheimnisse über das Wesen der Diktatur preis. Aus dem ehemaligen Militär wurde ein zahmer und sanfter alter Mann, der den Rest seiner Tage in der Waldkolonie verbrachte und täg-

lich das Lichtenauer Institut aufsuchte, um mit Dr. Gül zu diskutieren. Julians Seele hingegen beendete den Krieg auf eigene Rechnung, indem sie – gefangen im Leib des Vaters – bei einer Lagebesprechung mit dem Diktator höchstpersönlich, diesen mittels telepathischer Tricks paralyisierte und in den Suizid trieb. Daraufhin machte man den General zum Herrscher. Julians und Richards Seelen konnten nicht zurückgetauscht werden, und ein Treffen von Vater und Sohn wäre zu gefährlich gewesen. Womöglich wäre das Geheimnis aufgefliegen. So herrschte Julians Seele weise und stoisch wie die eines Philosophenkönigs, während Richards den Ruhestand im Bielheimer Forst genoss.



VERTREIBUNG AUS DEM PARADIES

Als ich mein Bewusstsein wieder erlangte, fand ich mich, klatschnass, am schlammigen Ufer der Schilde wieder, wo eine Schar unterschiedlichster Vögel – ein imposanter Eichelhäher, mehrere Kohlmeisen, eine Elster und unzählige Dohlen – über mich gewacht hatte. Ein mächtiger, weißgefiederter Rabe, offenkundig ein seltener Albino, schien mich mittels kehliger Laute aufzufordern, mich zu erheben. So wanderte ich frierend am Flusslauf entlang, durch erdig duftende Wälder auf die Nordbucht des Woezer Sees zu.

In westlicher Himmelsrichtung entschwand die Sonne in fein nuancierten Rosatönen, mit denen der glühende Feuerball bauschige Wolkenebenen übertünchte. Das satte Gesicht des kugelrunden Vollmonds zeigte sich bereits deutlich umrissen, hoch oben über den Baumspitzen. Nachdem ich, wie ich mutmaßte, stundenlang gewandert sein musste, eröffnete sich mir, der ich schwarzes Dickicht hinter mir gelassen hatte, eine Lichtung, die vom milchig-trüben Weiß des Mondscheins illuminiert war. Das baumfreie, moosbewachsene Waldzwischenfeld tat sich mir in sandigen Flächen auf und ich ahnte, dass der lichte Fleck die nächste Station auf meiner langen Reise werden sollte.

Meinen Verfolgern von der Gedankenkontrollfront und ihren Hubschraubern hatte ich immer wieder Schnippchen geschlagen und, wachend wie schlafend, Angst davor gehabt, entdeckt zu werden. Doch jetzt schien ich die erbarmungslosen Jäger endgültig abgeschüttelt zu haben und begab mich auf die Suche nach der utopischen Siedlung Döbbersen, wo einige der letzten

freien Menschen Zuflucht gefunden haben sollten, wie ich gehört hatte.

Ich wagte einen Blick zu den Sternen, und erblickte ein ephemeres, undurchdringliches Blau, in dessen Rahmen sich sehr konkrete Fixpunkte angesammelt hatten. Waren das Vögel? Nein, schwante mir Ungutes. Was ich ins Auge fasste, waren humanoide Formen, ummantelte Fluggespenster, die aus der Ferne wie spiralenförmig angeordnete Saatkrähenschwärme wirkten. Diese herrenlosen Botschafter eines fernen Staats hatten die Limits der Schwerkraft offensichtlich überwunden. Imponierend war die Meisterschaft, mit der sich die Flieger im Äther festkrallten und dabei elegante Manöver, wahnwitzige Purzelbäume und Salti vollführten.

Massive Lebensfreude ging von den Boten aus, und doch konnte ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es Krähenvögel oder Menschen mit federreichen Schwingen waren, die mich fesselten.

Im Süden, hoch über dem Woezer See, tanzten die geflügelten Wesen schwebend Tango und mein Verlangen danach, eben-

falls abzuheben, wurde so groß, dass ich Anlauf nahm und mich in die Luft erhob.

Meine Knie knickten ein und federten den Aufprall auf dem schlickigen Untergrund ab, als ich schließlich neben dem Flussbett der Schilde aufsetzte. Jetzt fiel mir auf, dass sich Wetter und Tageszeit geändert hatten, ein herrlicher Frühlingsmittag ließ das Chlorophyll in den Blättern der Bäume und Büsche beißend grün schimmern. Kohlmeisen pickten Samenschalen von den Astspitzen eines erblühenden Erlenbaums und eine Dohle beobachtete die winzigen Vögel dabei. Ich blickte nach oben, um herauszufinden, ob die gefiederten Geschöpfe noch ihrem sorglosen Treiben nachgingen, doch ich konnte nichts erkennen. Zu grell prangten kranzförmig angeordnete Sonnenstrahlen am Himmelszelt. Vor mir befand sich eine Bucht, die inmitten von Röhrichstreifen am herrlich klaren Woezer See lag. Meine Verfolger von der Gedankenkontrollfront hatte ich abgehängt, und jetzt musste ich das sagenumwobene Dorf Döbbersen erreichen, wo die letzten freien Menschen im Schutz der Wälder siedelten.

Sorgenfreie Sonntagsromantikerpärchen spazierten am Ufer des Sees, in das sich das Wasser der Schilde ergoss, wie auf einem expressionistischen Gemälde. Ich fragte mich, ob diese im Stil der 1920er Jahre gekleideten Herrschaften dieselben Figuren waren, die ich eben noch hatte schweben sehen. Die Herren trugen mattbeige Anzüge und dazu passende Melonenhüte, die sie unablässig lüpfen, ihre Spazierstöcke staken unentwegt in den aufgeweichten Niedermoorboden und ihre Damen waren in aufwendig gearbeiteten Gewändern gekleidet. Auch die Begleiterinnen hatten geometrisch geformte Kopfbedeckungen und verhüllten ihre Gesichter im Trauerflor aus dünner Gaze, deren Punktmusterung wie Schlammgespritzer Schatten auf Nase und Wangen warfen. Manche Paare hatten sich am Ufer der Schildezuflusses niedergelassen und kühlten ihre nackten Füße im heiter sprudelnden Wasser, und mir stach ins Auge, dass hier niemand allein war, hatte jede Frau doch einen Mann dabei, und umgekehrt. Kinder konnte ich nicht ausmachen, und ich wusste auch nicht, ob diese fiktiven Gestalten, deren Eleganz beste-

chend war, überhaupt Nachwuchs hatten. Sie wirkten eher wie Schatten, wie längst vergessene Traumwesen aus einer anderen, besseren Welt. Offenbar feierten sie diesen ewigen Sonntag im Elysium an jedem einzelnen Tag. Es war, als klopfte ich an die Tür des Paradieses, oder als hätte ich den Himmel vom äußersten Rand her bereits betreten. Kaum jemand nahm Notiz von mir, obwohl ich modisch völlig aus der Reihe tanzte. Meine Jogginghosen waren zerschlissen, die Arme wiesen blutige Schrammen und Schürfwunden auf, meine Haare standen wild durchwuschelt vom geröteten Schädel ab, das T-Shirt war so fleckig, dass ich es bei der nächstbesten Gelegenheit entsorgen würde müssen und ich tapste verwirrt am Fluss entlang, auf der Suche nach meinem Ziel. In volkstümlichen Trachten steckende Wanderer sah ich, die mir freundlich zuwinkten, sofern sie nicht zu folkloristischer Musik tanzten, und ich fühlte mich wie Eichendorffs Taugenichts auf Reisen.

Aus meinem träumerischen Grübeln wurde ich jäh geweckt, als ein gewaltiger Schwan, dessen Gefieder mit feuchtem

Sand bedeckt war, sich mir kampfeslustig näherte und seine engelsgleichen Schwingen ausbreitete. Der kolossale Vogel reichte mir bis zur Schulter und riss den orangefarbenen Schnabel auf, um mich ordentlich anzufauchen. Erschreckt wich ich zurück und machte dem stolzen Tier Platz, damit es unbehelligt seiner Wege gehen konnte. Vorsichtig folgte ich der, wie Platon sagt, geflügelten Philosophenseele auf einem gerade verlaufenden Trampelpfad, der unmittelbar am See entlang führte, wo der Schwan leichtfüßig ins Wasser glitt, um seine Kumpane zu besuchen. Tatsächlich bevölkerten das stille Gewässer unzählige seiner Artgenossen, die majestätisch im Mittagslicht an Booten vorüberschwammen, deren Besitzer ihnen Brotkrumen und auch Wurststückchen reichten. Besänftigt von dem Futter, das ihm die Ruderer gaben, bewies jetzt auch mein Schwan Contenance und ließ sich von mir streicheln, wobei er palatale Laute von sich gab.

Bis zu den Knien stand ich im kühlen Nass und verharrte in ruhender Position, um meinen gefiederten Freund nicht zu erschrecken. An der Schildemündung, die den

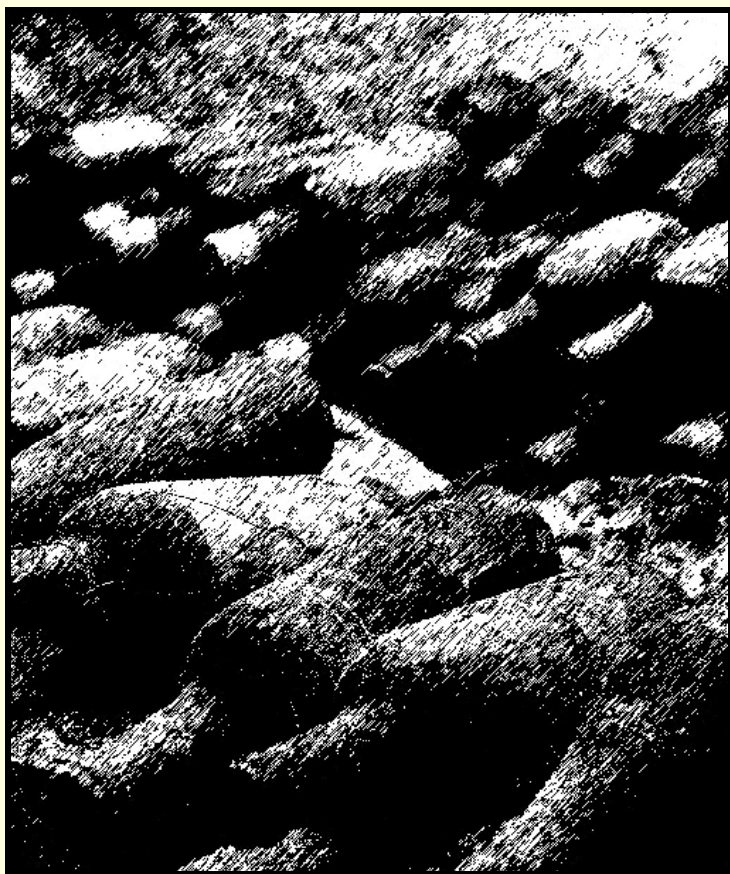
Woezer See mit Wasser speist, labten sich die Schwäne am frischen Quell. Längs des Ostufers begab ich mich erneut ins Unterholz des Mischwaldes und begegnete kaum noch Menschen.

Aus der Bewaldung heraustretend stieß ich im Süden auf eine sommerliche Landschaft – offenbar änderten sich die Jahreszeiten hier ständig. Vor mir taten sich Weiten von leuchtend gelben Weizenfeldern auf, die zum Teil schon abgeerntet worden waren. Wie auf einem Gemälde von van Gogh hatten die Landwirte Heupyramiden auf den gemähten Flächen errichtet, auf denen altertümliche Mähmaschinen von Pferden gezogen wurden. Bauern mit kurzen Pfeifen rasteten auf den Feldern und fütterten ihre tierischen Zugmaschinen mit Hafer und Heu. Die Flur erstreckte sich auf einem unüberschaubarem Areal, das die Ausmaße einer Kleinstadt hatte. Mit den Bauern hielt ich einen kleinen Plausch und nahm dankbar ihre Gaben an. Sie reichten mir Käsesemmeln, Kornkaffee und Erdbeeren, und erklärten mir den Weg zum Dorfe Döbbersen. An einem Ensemble aus solide gebauten Scheunen, wo Strohbällen lager-

ten, ging ich vorbei, um kurz darauf eines Bauernhofes, eigentlich einer Meierei, gewahr zu werden. Auf umzäunten, saftigen Wiesen stärkten sich Kühe am prallen Grasbewuchs und stupsten ihre feuchten Nasen in die Tränken. Schafe weideten sich ebenfalls an den Gräsern und kreuzfidele, rosahäutige Schweine wälzten sich im Dreck. Es gab einen Hühnerstall, wo Hähne ihren testosteronschwangeren Radau verbreiteten, und weitere, im Quadrat angeordnete Stallungen. Zwei Hunde, einer schwarz, der andere braungefleckt, kamen aufgeregt bellend auf mich zugerannt, mäßigten Tempo und Courage aber bald, um sich mit wedelnden Schwänzen behutsam zu nähern. Auf einer Holzbank im Schatten der Diele kauerte eine alte Bäuerin, die ihren mit Blumen verschönten Kittel auf den Schoß gelegt hatte. Da sie offenkundig ihre Ruhe haben wollte, sprach ich sie auch nicht an, sondern marschierte weiter, auf ein Fachwerkhaus mit hohem Giebel zu, den die Inschrift *Post tenebras spero lucem* zierte. Im Bauernhaus probte ein Kinderchor, dirigiert von einem dürren, bärtigen Mann. Als ich eintrat, unterbrach die Grup-

pe ihre Singübungen, so dass ich den Dirigenten nach der utopischen Siedlung Döbbersen fragen konnte. Aufgeregt hielt er seinen nikotingelben Zeigefinger an die geschlossenen Lippen und gebot mir zu schweigen.

Zu spät, murmelte der Musikant niedergeschlagen, *sie sind Dir gefolgt*. Panisch stob der Chor auseinander, als über dem Dorf Rotorblätter von Helikoptern in stakkatoartigen Geräuschen die Luft zu zerhacken begannen. Wie in einer von langer Hand vorbereiteten Choreographie reichten sich die Kinder ihre Hände, bildeten einen Kreis und erhoben sich in die Lüfte, wo bereits zahllose Siedler schwebten. Der Dirigent packte mich, den flugunfähigen Uneingeweihten, schoss mit mir in die Höhe und schloss sich den oberhalb der Baumwipfel Flüchtenden an. So vertrieben uns die Häscher aus dem sonntäglichen Idyll, doch wir glitten unschlagbar schnell über Bentin und das Schönwolder Moor Richtung Ostsee, wo es, so sagte man, ebenfalls Kolonien von Vogel-freien geben sollte.



CHATEAU WALDECK

Im Weinkeller des Chateaus seiner Eltern entdeckte Nathaniel Hornbläser eine ganz besondere Flasche. Verstaubt und von Spinnenweben überzogen waren das dunkle Glas und das vergilbte Etikett, auf dem nur noch die Buchstaben A.D. und die Zahl 46 zu lesen waren. Der verspielte Junge klappte sein Schweizer Taschenmesser auf und entfernte langsam und behutsam den porösen Korken. Nathaniel nahm einen tiefen Schluck und dann noch einen. Die Zauberkraft des uralten Rebensafts entfaltete sich auf der Stelle. Bleierne Schwere fuhr in Nathaniels Glieder und seine Wirbelsäule wurde von einem angenehmen Kitzeln

durchströmt. Übelkeit befiel das Kind, ging aber so plötzlich vorüber, wie sie gekommen war.

Das in Regensburg gelegene Chateau Waldeck befindet sich seit dem 12. Jahrhundert im Besitz der Familie Hornbläser. Als in den Jahren 1135 bis 1146 die über den Donaufluss führende *Steinerne Brücke* errichtet wurde, entstand auch die Festung der Hornbläser-Dynastie. Der Brücken- und der Chateaubaumeister schlossen eine Wette ab: Wer zuerst mit den Bauarbeiten fertig war, würde dreißig Goldtaler erhalten. Diese Sage hatten Eleonore und Gustav Hornbläser ihrem Sohn schon oft erzählt, und Nathaniel hatte sich immer sehr gefürchtet, wenn die Rede auf den Teufel kam, den der Architekt der *Steinernen Brücke* engagiert hatte, um die Wette zu gewinnen. Überquert man die direkt im Labyrinthgarten des Chateaus Waldeck endende Brücke, sieht man seit einigen Jahren wieder burlesk verkleidete Teufelchen, die den Touristen und Flaneuren symbolisch ihre Seelen stehlen. Bei den Teufeln handelt es sich um von der Stadt Regensburg ange-

stellte Schauspieler, welche die Spaziergänger das Fürchten lehren sollen.

Nathaniel leerte den wertvollen Chianti nach und nach, als er es plötzlich mit der Angst zu tun bekam. In einer dunklen Ecke des Weinkellers detonierte ein Fass, schwefelhaltiger Rauch erfüllte die Katakomben. Der verängstigte Junge traute seinen Augen nicht. Trotzdem war er sich sicher, dass aus dem geplatzten Holzgefäß eine gehörnte Gestalt stieg, die sich nun blitzschnell auf ihn zu bewegte. Wie Nathaniel wusste, war der Brückenbaumeister seinerzeit im Begriff gewesen, die Wette zu verlieren. Also hatte er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, der ihm nur allzu gern zur Hilfe eilte. Die ersten drei Seelen, die auf der *Steinernen Brücke* die Donau überquerten, sollten dem gehörnten Bocksbein gehören. Doch der Brückenbauer bekam es mit der Angst zu tun und schickte am Tag der Eröffnung ein Huhn, ein Schwein und einen Hund über die Brücke, woraufhin der Teufel so wütend wurde, dass er in der Gestalt einer hinreißenden Jungfrau beim Architekten auftauchte und diesen betrunken machte. Bei der holden Maid, deren äußerliche Hülle

der Teufel annahm, handelte es sich um Johanna-Marie von Hornbläser, die Tochter des Fürsten Nepomuk. Der Fürst hatte das Chateau Waldeck in eigener Regie erbauen lassen und war im Wettbewerb mit seinem Konkurrenten, dem Brückenbaumeister, unterlegen gewesen.

An jenem trunkenen Abend aber, musste Fürst Nepomuk von Hornbläser nun seine einzige Tochter sehen, wie sie mit seinem Kontrahenten auf einer Bank im Labyrinthgarten des Chateaus schäkerte und literweise Wein trank. Der erzürnte Vater Nepomuk ergriff sein Schwert und tötete den Brückenbaumeister mit einem gewaltigen Hieb. Währenddessen kollabierte Johanna-Maries Körper, denn der Teufel verließ sein Versteck und erschien dem Fürsten in Person. Das ohnmächtige Kind legte Nepomuk auf die Bank, um einen Schwertkampf gegen den ziegenfüßigen Possenreißer zu führen, doch dieser bot dem Adeligen seine Dienste an. *Du hast meinen Feind erledigt, sprach der Teufel, und somit schulde ich Dir einen Gefallen.* Fürst Nepomuk reagierte abweisend und drohte vor Wut zu schäumen: *Mit Dir will ich nichts zu tun haben, ver-*

schwinde aus meinem Haus! Doch der Teufel ließ nicht von ihm ab und wiederholte sein Angebot. Wieder lehnte Nepomuk ab und fuchtelte mit dem Schwert herum, um den nervenden, ungebetenen Gast zu verscheuchen, der nun seinerseits ärgerlich wurde, aber die Flucht ergriff. Mit Blitz und Donner entschwand der Teufel aus dem Blickfeld des bewaffneten Fürsten Nepomuk. Dieser war erleichtert, dass er den Gottseibeius vertrieben hatte und kümmerte sich um seine leichenblasse Tochter Johanna-Marie. Wohin der Teufel geflohen war, wurde Nepomuk klar, als er die verdrehten Augen seines Kindes erblickte. Johanna-Maries Leib wurde von konvulsivischen Zuckungen heimgesucht und aus ihren Mundwinkeln spritzte weißer Speichel. Nepomuk hatte mit seinem Priester öfter Teufelsaustreibungen beigeohnt und er war sich sicher, dass der Teufel sich für die Zurückweisung rächte, indem er Johanna-Marie zu einer Besessenen machte. Sofort rief Nepomuk den Priester, der das zitternde Mädchen mit Stricken auf der Gartenbank festband, mit Weihwasser benetzte und ein Kruzifix vor ihre Augen hielt, wobei er unablässig das

Vaterunser betete. Der Exorzismus glückte und Johanna-Marie wurde von ihrer Besessenheit geheilt. Erneut hatte man den Teufel aus dem Chateau Waldeck verjagt.

Hinter der Bank, wo die besessene Johanna-Marie und der Brückenbaumeister sich der Trunksucht hingeeben hatten, erstreckten sich die Efeubüsche des Labyrinthgartens. Unbeachtet ließen Nepomuk und der Priester die Flasche Wein am Fuße des dichten Pflanzenwuchses liegen, waren sie doch allzu sehr mit der Seelenrettung des Kindes beschäftigt. Ein Bediensteter fand den guten Tropfen beim Beschneiden der Hecken und hätte die Flasche beinahe ausgetrunken. Irgendetwas schien mit dem Wein indes nicht zu stimmen, ging dem Gärtner auf. Ihm war, als habe sich in dem Glasgefäß etwas bewegt. Er bekreuzigte sich sieben Male und brachte die Flasche kurzerhand in die Kellerkatakomben des Chateaus.



HINKEBEIN

Hinkebein, Hinkebein... rufen die Kinder Elisabeth Fröder in einem fort hinterher, *lauf, lauf!* Mühsam schleppt die eingeschüchterte Mittfünfzigerin ihr rechtes Bein über den von der gnadenlosen Julihitze erwärmten Asphalt. Ehemals hatte Elisabeth versucht zu rennen, doch ihr missgestalteter Fuß erlaubte es nicht. So setzt sie sich stoisch den Hänseleien der Bande aus, die ihr den Weg zur Arbeit jeden Tag wie eine Reise durchs Purgatorium vorkommen lassen. Ein besonders dicker Junge ist der Anführer des Rudels, seine Grobschlächtigkeit und Aggressivität erschrecken Elisabeth immer wieder aufs Neue. Dass sein Name Dennis

lautet, musste Elisabeth schnell lernen, denn wenn die Kinder den fetten Brutalo beim Namen nennen, erwartet Elisabeth eine persönliche Attacke. Erschallt der Ruf *Dennis!* erhöht Elisabeth ihr Tempo und entnimmt ihrem Rucksack einen Knirps, den sie dem verhaltensauffälligen Jungen in den Bauch rammt, wenn es nicht anders geht. Dennis' Angriffe sind vielgestaltig, heute ist er aber nicht sonderlich kreativ, sondern rotzt mehrmals in Elisabeths Laufrichtung, ohne sie zu treffen. Elisabeth öffnet ihren kleinen Schirm, um sich vor der Spucke des Angreifers zu schützen.

Na, Hinkebein, Dusche gefällig? fragt der massive Knabe, und spuckt auf Kiel und Krone des Schirms. Elisabeth erscheint ihr Peiniger wie eine verhasste Fata Morgana, die sich über dem vom Sonnenschein ausgelösten Flimmern auf der frisch asphaltierten Straße erhebt, und einfach nicht von ihr ablassen will. Man sollte meinen, dass sich Elisabeth im Laufe ihres Lebens an die fiesen Scherze und Lästereien ihrer Mitmenschen gewohnt haben müsste, doch ihre Psyche sowie die permanente Angst in ihren braunen Augen zeugen von charakterli-

cher Fragilität. *Nein*, denkt das zitternde Opfer jetzt, *all die Schicksalsschläge haben mich nicht stark gemacht. Nein, sie ließen meine Seele noch brüchiger und angreifbarer werden.* Ohne Unterlass schleudert Dennis sein Sputum auf Elisabeth, doch sie ist glücklicherweise im Begriff, in den Seppenradeweg einzubiegen, wo sie arbeitet. Unter ohrenbetäubendem Geschrei verfolgt sie der Mob weiterhin, solange, bis die Flüchtende endlich ihren Schlüssel ins Schloss des Reihenhauses schieben und umdrehen kann.

Im Fernsehsessel trifft Elisabeth die alte Dame schlafend an und beschließt, ihre Arbeitgeberin das Nickerchen zu gönnen, obwohl sie eigentlich zwecks Insulingabe geweckt werden müsste. Aber Zuckerspiegelmessung sowie Injektion des heilsamen Hormons können warten. Elisabeth begibt sich ins geräumige, für den Rollstuhl umgebaute Badezimmer und macht den Fehler, sich im Spiegel anzuschauen. In der Regel meidet sie diese schrecklichen Reflektoren wie der Teufel das Weihwasser, aber heute bleibt ihr nichts anderes übrig, als den Blick zu wagen. Rotzfäden haben sich

ins Elisabeths grauen, filzig-lockigen Haaren verfangen, obgleich der Großteil von Dennis' Speichel auf dem Schirm gelandet ist. Angeekelt streift Elisabeth sterile Latexhandschuhe über und reinigt ihre wirr vom Kopf abstehenden Locken. Trotz der zweiunddreißig Grad draußen beginnt Elisabeth angesichts ihres Spiegelbildes zu frieren. *Kein Wunder*, sagt sie sich, *dass Leo mich betrogen und verlassen hat, ich bin hässlich.*

Hallo, hallo erklingt die Stimme der alten Dame, die soeben erwacht ist. Seitdem ihr Mann vor einem Jahrzehnt gestorben ist, zählt die alte Dame auf Elisabeths Hilfe. Während der Ehejahre konnte die an den Folgen ihrer Polioerkrankung Leidende mit der Unterstützung ihres Mannes rechnen. Nach seinem Tod aber war die alte Dame auf Betreuung angewiesen. Elisabeth, die zu jener Zeit mit einem von der Scheidung verursachten seelischen Tief zu ringen hatte, verstand sich sofort mit der alten Dame und verbrachte fortan jeden Tage mit ihr.

Nachdem Elisabeth das Insulin injiziert hat, ist der alten Dame nach Kuchen zumute. Also macht sich Elisabeth auf zur Bäcke-

rei, die jedoch Sonntagnachmittags geschlossen ist. *Auf zur Tankstelle, murmelt sie, die werden auch Kuchen haben.*